INA SEIDEL

BRÖMSESHOF

EX-
LIBRIS
AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

G 1

Ina Seidel / Brömseshof

Ina Seidel

Brömseshof

Eine Familiengeschichte

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart Berlin

Achtes und neuntes Tausend

HV2345
S
copy one

Alle Rechte vorbehalten · Printed in Germany
Copyright 1927 by Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

I

Kurz ehe der Krieg ausbrach, schienen die verwickelten Verhältnisse auf Brömseshof zum erstenmal seit Sieres Tode entwirrt und übersichtlich geordnet zu sein. Frau Cordula Siere, die geborene und verwitwete Brömse – ihr erster Mann war ihr Vetter gewesen –, war im Begriff, ihrem einundzwanzigjährigen Sohn, Conrad Siere, zuliebe auf ihre Ansprüche zu verzichten. Die beiden Töchter aus der ersten Ehe, Johanne und Sophie Brömse, hatten darin eingewilligt, das Vorwerk Rohrbruch mit der Schäferei und den dazugehörigen Ländereien als Abfindung anzunehmen. Mit seinen neuen Gebäuden war es amtlicher Schätzung nach jetzt annähernd so viel wert, wie das ganze Gut in seinem heruntergewirtschafteten Zustand bei Andreas Brömses Tode gewesen war. Was daran fehlte, sollte Conrad den Stiefschwestern in Gestalt einer Jahresrente auszahlen. Sie waren schließlich darauf eingegangen, obgleich Sophie mehr dafür war, sofort das ganze Kapital

in die Hand zu bekommen. Doch das vermochte das Gut nicht zu tragen, und so einigte man sich. Was die drei übrigen Kinder aus der Siereschen Ehe betraf, so hatte sich Maria soeben mit dem Pastor Janichius verheiratet. Sie hatte eine sehr anständige Aussteuer und eine kleine Mitgift in bar bekommen. Martha hatte erklärt, im Herbst in ein Diakonissenhaus eintreten zu wollen, was, wie der alte Peter Brömse behauptete, mit irgendwelchen davongeschwommenen Fellen oder zu sauren Trauben zusammenhing. Jonathan Siere, der Jüngste, war noch auf dem Gymnasium und würde weiterstudieren: er wollte Arzt werden. Übrigens war nie Gefahr gewesen, daß unter den Geschwistern Siere ein Streit hinsichtlich der Erbschaft ausbrechen würde. Sie hatten von jeher zusammengehalten und es war ausgemacht unter ihnen, daß Conrad der künftige Gutsherr sein würde. Sie wußten auch, daß die Mutter ebenso dachte, und daß die Schwierigkeit nur darin lag, daß das Gut eben der Brömseshof war, ursprünglich also den Brömses gehörte. Ihr eigener Vater Wilhelm Siere hatte hineingeheiratet und sein ganzes Vermögen dazu verwandt, diesen Besitz zu halten, der, solange Cordula lebte, ja ihr Eigentum war, nach ihrem Tode aber testamentarisch entweder zunächst an Peter Brömse und dann an Mathilde und Sophie, oder

gleich an die Brömsetöchter fiel, – wenn nämlich Peter Brömse Cordula nicht überlebte. Diese Bestimmung aber hatte Wilhelm Siere wenig gekümmert. Er hatte sich durch seine Arbeit und sein Geld allmählich zum Mitbesitzer des Hofes gemacht und vermachte seinen Anteil ebenfalls in erster Linie Cordula und nach ihr seinen Kindern.

Die einzige unanfechtbare Erbin des Ganzen war also die Mutter, aber ihre Rechte waren darauf beschränkt, daß sie weder zugunsten des Sohnes die anderen Kinder enterben, noch auch durch den Verkauf des Besitzes ein mühelos teilbares Vermögen hätte erzielen können. Das Siereſche Geld herauszuziehen war unmöglich, es ruhte im Viehstand, in den Maschinen, in der Brennerei, in den Gebäuden, im Grund und Boden. Eine Auszahlung erzwingen zu wollen, hätte den Ruin des Gutes bedeutet, oder aber, die Brömseschen Erben hätten eben ihre Zustimmung zum Verkauf geben müssen. Nun hingen aber alle Beteiligten gleichmäßig an diesem Land, auf dem sie geboren waren, mit dem sie, wie Cordula, durch die Schmerzen und Mühen eines ganzen Lebens verwachsen waren. Der Verkauf war eine Drohung gewesen, die sie sich jahrelang, – etwa seit dem Mündigwerden der Brömsetöchter, – in den schlimmsten Stunden gegenseitig zugeschleudert hatten. In Wirklichkeit

hatte keines von ihnen je daran gedacht, diese Maßnahme ernstlich zu fordern. Sie hatten sich lieber daran gewöhnt, mit verschlossenen Gesichtern nebeneinander her zu leben, eines den Blick des anderen zu meiden und nur das Notwendigste miteinander zu reden, als daß sie auf den eigenen Boden unter ihren Sohlen verzichtet hätten. In dieser Haltung beharrten Cordula, die Brömsetöchter und Peter Brömse seit Wilhelm Sieres Tode. Die Sierekinder ließen sich die Sache weniger angelegen sein, wohl in der berechtigten Gewißheit, daß die Mutter das Erbe niemanden gönnte als ihnen und daß sie es schon zustandebringen würde, Conrad zum Gutsherrn zu machen. Vier Jahre nach Sieres Tode war es ihr denn ja auch gelungen, ihre Töchter aus erster Ehe zu einem Vergleich zu bewegen. Nach Peter Brömses Meinung fragte damals, im Sommer 1914, kein Mensch: er lag schwer krank danieder, niemand glaubte an sein Wiederaufkommen und man wartete nur auf sein Ableben, um den Vergleich rechtsgültig zu machen. Zu Michaeli sollten die Brömsetöchter nach dem Rohrbruch übersiedeln und Conrad das Gut übernehmen. Im Frühjahr sollte gebaut und zu Johanni geheiratet werden: Conrads Braut war Christa von Damm, die Tochter eines Gutsnachbarn. In dem Maße, als diese Familienentschließung allgemein bekannt

wurde, verstummte das Gerücht, daß Frau Siere ihren Schwager Peter Brömse ehelichen würde, — ein Gerücht, das schon vor ihrer Verheiratung mit Siere in Umlauf gewesen war und gleich nach seinem Tode wieder auftauchte. Davon zu reden, in welcher Gestalt es inzwischen unterirdisch weitergelebt hatte, ist noch nicht an der Zeit. Jedenfalls schien Peter Brömse jetzt ein sterbender Mann, und daß Cordula Siere von allen ihren Rechten zurücktreten wollte, das sprach dafür, daß auch sie begann, ihr Alter zu fühlen. In der Tat war fast gleichzeitig mit Peter Brömses schwerer Erkrankung über sie eine große Ermüdung gekommen: sie wünschte sich auf einmal nichts anderes als Ruhe.

So standen die Dinge auf Brömseshof, als der Krieg ausbrach. Conrad und Christa erzwangen sich die Erlaubnis zur Trauung, und dann zog Conrad hinaus. Nach einem Vierteljahr saß er gefangen in Sibirien, und vom Sommer 1915 an hörten die Seinen zwei Jahre nichts von ihm. Alle hielten ihn für tot, bis auf die Mutter und Christa, die schließlich recht behielten: 1917 kam ein Brief von ihm aus Mexiko. Nach drei vergeblichen Fluchtversuchen war es ihm endlich geglückt, auf entsetzlich mühevolle Art durch die Mongolei und China zu entkommen. Jetzt arbeitete er auf einer Farm und, — „alles Nähere einmal mündlich!"

Mit diesen Worten schlossen in Zukunft alle seine spärlichen kurzen Nachrichten, aber die Gelegenheit zum mündlichen Erzählen schien nicht kommen zu wollen. Im Herbst 1919, als die in Amerika festgehalten gewesenen Deutschen heimkehrten, wartete Brömseshof vergeblich auf Conrad, und 1920 verstrich zu drei Vierteln, ohne daß er oder auch nur eine Nachricht von ihm über das Meer kam. Peter Brömse, der seit seiner wunderbaren Genesung vor sechs Jahren so gesund war, als sei er unsterblich, während jedoch der Geist in dem knorrigen alten Körper abbröckelte und zerfiel, sprach jetzt die Meinung aller und auch Christas aus, wenn er des Abends geheimnisvoll vor sich hin murmelte: „Die Toten kommen nicht wieder..." Nur Cordula preßte die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. Sie hatte aufgehört, die Rückkehr des Sohnes zu wünschen; aber seit diese Ernte herein war, wußte sie, er war unterwegs. Sie schlief die Nächte nicht mehr, in dem Gefühl, bereit sein zu müssen, wenn sein Schritt vor dem Hause erklänge. Denn die Hunde würden nicht bellen und ihn ankündigen, — es waren noch alte Hunde dabei, die ihn kannten. — —

Conrad Siere kam eines Abends zu Anfang Oktober auf der Kleinbahnstation an, die mitten zwischen Feldern lag und für mehrere Dörfer den Zusammenhang mit der Welt vermittelte. Er vermied die Landstraße und schlug einen Pfad ein, der durch das Gelände des Nachbargutes hindurch in das Gebiet von Brömseshof hinüberführte. Er ging schnell. In einen weiten spanischen Mantel gehüllt, den der stoßende Wind blähte, und einen breitrandigen schwarzen Hut tief in die Stirn gedrückt, glich er dem Gott, der über die Vorzeit dieses Landes geherrscht. Aber der Stab fehlte, der greise wehende Bart, und auch die botschaftskundigen Raben. Große Schwärme von Krähen zogen unter dem niederen Wolkenhimmel hin und ruderten traurig schreiend heim zu den Wäldern. Der Geruch der Kartoffelfeuer lag noch in der rauhen Luft, sie schmeckte angenehm bitter. Plötzlich riß Conrad den Hut ab, sein volles schwarzes Haar flatterte. Er hob das Antlitz dem Winde entgegen und gab es seiner harten Liebkosung preis. Wie er dastand in schreitender Haltung, mit emporgewandtem Haupt und geschlossenen Augen, die groß geschnittenen strengen Züge von einem Ausdruck unbewußter Verzückung gespannt, da glich er nun einem Anbetenden, einem Entrückten, und die Gottheit war um ihn her, gelöst in Acker, Weide, Wolke

und Wald. Aber das dauerte nur einen sehr tiefen Atemzug lang. Dann setzte er den Hut wieder auf zog ihn fast bis über die Brauen hinab. Scharf um sich blickend und den Zustand der Felder prüfend, erreichte er das Gehölz, das an den Garten von Brömseshof stieß. Er betrat es und merkte nun, wie stark es schon dämmerte. Unter den Buchen war es so gut wie dunkel, und es gelang ihm nicht, an der Stelle herauszukommen, die der Gartenpforte gegenüberlag. Der Weg, der ihm da unter die Füße gekommen war, mündete ein Stück weiter oben, und da war die Pferdekoppel und an sie anschließend die großen Schläge, weit und leer, aber alle bestellt... Conrad blieb stehen und lehnte sich gegen einen Stamm.

Von Garten, Koppel und Acker war das Gehölz durch einen Streifen Grasland und einen breiten Weg geschieden, der mit dem Gelände sanft stieg. Er zog sich in weitem Bogen vom Waldrand hinüber ins Feld und hatte seinen höchsten Punkt bei einer gewaltigen Silberpappel, die jetzt schwarz vor dem Horizont stand und sich bewegte wie in ungeheuren Selbstgesprächen. Zwischen Himmel und Erde waren noch Stufen von goldenem und purpurnem Licht. Auf dem Wege aber war Leben, Menschen gingen dort. Und ohne noch jemand erkennen zu können, wußte Conrad, daß es die Sei-

nen waren, die sich hier zwischen Abend und Nacht ergingen, wie einst in entschwundener Zeit.

Von diesen Menschen gingen drei nach aufwärts, der Pappel zu. Die übrigen waren auf dem Rückweg zum Hof begriffen und mußten an Conrad vorüber. Ihn deckte der tiefe Schatten des Waldrandes und das Haselgesträuch, hinter dem er stand. Er verhielt sich still und sah ihnen entgegen. Zuerst kam eine Frau mit blondem Haar und vollem rosigem Gesicht. Sie sah unfroh aus, trug ein schwarzes Kleid und redete scheltend auf zwei kleine Mädchen ein, die mit ergebenen Gesichtern neben ihr her liefen. Conrad erkannte seine Schwester Maria Janichius. Als sie vorüber war, näherte sich langsam ein Paar. Die Frau, die den Mann führte, war mädchenhaft schlank. Der Wind wehte ihr die dunklen Haare in das blasse Gesicht; von Zeit zu Zeit strich sie sie mit einer geduldigen Bewegung zurück. Sie sah geradeaus und antwortete zuweilen ein Wort auf die Rede des Mannes, der vornübergebeugt an ihrer Seite ging und eintönig sprach. Er war blind. Beide waren sehr jung. Dennoch schien es Conrad, als wären sie, sein Weib Christa und sein Bruder Jonathan, tief und erschreckend gealtert. Er hätte jetzt gerne gerufen, aber die Stimme versagte ihm, weil sein Herz sehr klopfte. Und dann ließ er auch noch seine Schwester

Martha vorbei, die in dunkelblauer Diakonissentracht mit einer schneeweißen Haube auf dem Kopf hinter den beiden herkam. Sie sang ein Lied auf den Abendfrieden vor sich hin und bückte sich manchmal nach einer der spärlich noch blühenden Blumen am Wege. Deren rundes Gesicht nun dünkte Conrad völlig unverändert; es sah zufrieden, ja heiter, und dabei leer aus. —

Nachdem diese Menschen durch das Heckenpförtchen an der äußeren Ecke des Gutsgartens verschwunden waren, seufzte Conrad tief auf und löste die rechte Hand, mit der er rückwärtsgreifend den Stamm der Buche umklammert hatte. Dann überschritt er rasch den Rasenstreifen und den Graben und stand auf dem Weg. Es war ein breiter Weg, für Fuhrwerk bestimmt, und weil seine teilweise Pflasterung einmal eine große Sache für den Hof gewesen war, hatten ihn Conrad und seine Geschwister nie anders als den Pflasterweg genannt. Das ging ihm jetzt durch den Sinn, während er vorwärts schritt, den drei Gestalten nach, die sich schwarz von dem Gold des Himmels abhoben. Der Weg war gut gehalten, und das wunderte ihn, ebenso wie der Zustand der Felder, der nicht besser hätte sein können.

Die drei Frauen vor ihm kamen nur langsam vorwärts. Sie sprachen laut und erregt mitein-

ander; der Wind trug Conrad das Getön ihrer Stimmen zu, ohne daß er Worte unterscheiden konnte. Ein paarmal blieben sie stehen und gestikulierten heftig gegeneinander an; dann machte Conrad auch halt und blickte neugierig und betroffen auf diese schwarzen Figuren seiner Mutter und seiner Stiefschwestern, die, seltsam groß vor dem goldenen Streifen des Horizonts, auf der kahlen Wölbung der Ackerfläche standen als auf einer ungeheuren Bühne, während die einsame Pappel zu dem raunend bewegten Wald hinüberwinkte, wie ein gewaltiger Chorführer. Plötzlich löste eine der Frauen sich von der Gruppe, wandte sich und ging den Weg zurück. Die beiden anderen redeten noch eine Weile fort, dann trennten auch sie sich. Nun ging nur noch eine Gestalt dort oben der Pappel zu. Daß dies seine Mutter war, wußte Conrad. Nur tiefer Schnee konnte sie abhalten, ihren Abendgang einmal nicht zu Ende zu führen. Er zog den Hut noch tiefer in die Stirn und schritt gebeugten Hauptes, als kämpfe er gegen den Wind, an seiner Schwester Johanne vorüber, die derselbe Wind ihm gleichsam entgegentrieb. Obgleich er sie nicht länger ansah als für die Dauer eines flüchtigen Wimperhebens, spiegelte sein Auge ihm völlig ihre hohe hagere Erscheinung und ihr Gesicht, das, härter noch geworden, als es gewesen war, sich mit

mißtrauischem Blick auf ihn richtete. Sogleich fühlte er, daß sie stehenblieb und ihm nachsah, nicht, weil sie ihn etwa erkannt hätte, sondern weil er ihr auffiel. Während er unwillkürlich seine Schritte beschleunigte, überrannte er beinahe Sophie, die, eng eingeknöpft in einen kurzen Mantel, mit den eiligen Schritten der kleinen, stämmigen Frauen herankam. Er wich zur Seite und wußte, auch sie stand nun still und blickte hinter ihm her, rückte an ihrer Brille und schüttelte den runden, glatt gescheitelten Kopf. Keine hatte ihn erkannt. Nun ging er, in ihren Augen ein fremder und gewiß nicht Vertrauen einflößender später Wanderer, der alten Frau nach, die dort oben einsam voranschritt. Jetzt würden sie ihm folgen, dachte er, und sein Wiedersehen mit der Mutter stören, — freilich, das mußten sie tun, es war ja nur richtig. Er erwog, ob er umwenden und sich ihnen zu erkennen geben sollte, — sie bitten, ihn der Mutter allein begegnen zu lassen. Aber da merkte er, daß sie nicht daran dachten, ihm zu folgen. Vorsichtig rückwärts spähend, sah er, daß sie vereint weitereilten. Wie von seinem Blick gezogen, blieben auch sie plötzlich stehen und starrten zu ihm. Er ging weiter. Als er sich nach einer Minute wieder umwandte, sah er sie einmütig dem Garten zuhasten; droben aber, nicht mehr weit von der Pappel entfernt, stand die Mutter und

blickte ihnen nach, den enteilenden Töchtern, und ihm entgegen, dem dunklen Landfahrer, der da aus der Senkung der Scholle emporwuchs. Sie stand und zauderte und wußte offensichtlich nicht, ob sie dem Fremden entgegen und an ihm vorüber gehen, oder ob sie sich weiterschreitend von ihm überholen lassen und dann umkehren sollte. Als er das wahrnahm, befiel ihn die Erkenntnis ihrer Verlassenheit so stark, daß er ohne Regung verharrte und auf sie blickte mit dem Gefühl, ihr nicht nahen zu können, wie oft in den Träumen der letzten fünf Jahre. Da wandte sie sich jäh und ging weiter, und als sie über die Pappel hinausging ohne umzukehren, begriff er, daß sie sein Stehenbleiben als Drohung ausgelegt habe und daß sie nun vor ihm auf der Flucht sei. Er wollte rufen: Mutter, — ich bin es... aber zum drittenmal geschah es, daß ihm die Stimme versagte. Das erstemal war es gewesen, als er im Heimathafen an Land ging und nicht imstande war, dem Träger zu sagen, wohin er sein Gepäck bringen sollte. Indem er so mit zugeschnürter Kehle dastand und überlegte, daß er sie nun entweder durch eiliges Nachlaufen tödlich erschrecken, oder aber sie bei sinkender Nacht den weiten Umweg über die Felder zurück zum Hof machen lassen müsse, hielt die Fliehende plötzlich inne. Sie kehrte um und kam auf ihn zu, der ein paar zögernde Schritte vorwärts tat und

den Hut vom Haupt nahm. Er sah in ihre forschend auf ihn gerichteten hellen Augen, sah ihr schmales Gesicht und ihren Scheitel, der silbern geworden war. Er hörte ihre Stimme ruhig, – beschwörend sagen: „Du bist es doch, Conrad?" Und dann fühlte er ihre bebenden Hände auf seinen Schultern. –

Conrad verbrachte die Nacht in der Giebelstube, die ihn als Knaben und Jüngling beherbergt hatte, und da die Erregung der Heimkehr ihn keinen Schlaf finden ließ, hatte er Zeit genug, die Veränderung zu überdenken, die während seiner Abwesenheit im Brömseshof vorgegangen war. Da aber das einzige Verhältnis, auf dessen Unveränderlichkeit er Wert gelegt und um dessen unverrückten Bestand er gezittert hatte, – das Verhältnis zu Christa nämlich –, tatsächlich bewahrt geblieben schien wie ein sorgfältig vergrabener Schatz, so kümmerte es ihn einstweilen im Grunde wenig, welche neuen Einrichtungen von der Mutter und den Stiefschwestern getroffen worden waren, und selbst die betrüblichen Wendungen, die die Schicksale zweier seiner Geschwister genommen hatten, hatten ihn weniger erschüttert, als daß sie ihm eine düstere Bestätigung seines durch die eigenen Erlebnisse und die Eindrücke des Krieges bestärkten, angeborenen

Bestimmungsglaubens waren. Jonathan hatte durch seine Verwundung das Augenlicht verloren, er konnte keinen Beruf ergreifen, – aber war er nicht zufrieden, heimgegeben an die Musik, die eigenste Welt seines Geistes, und war nicht für alle seine Bedürfnisse gesorgt? Daß Maria Witwe geworden war, – Janichius war im Frühjahr der Grippe erlegen, – schien ihm fast schlimmer, es war eine Vorstellung, die unbehagliche Gefühle in ihm auslöste. Bei näherer Betrachtung ergab es sich, daß es ihm einfach nicht angenehm war, daß auch diese Schwester sich wieder so völlig und für unabsehbare Zeit auf Brömseshof eingenistet hatte. Er schämte sich etwas und wandte seine Gedanken dem Wiedersehen zu, das ihm wunderbarerweise den tiefsten Eindruck gemacht hatte, der Begegnung mit dem alten Peter Brömse, dem Schwager der Mutter aus erster Ehe, dem Oheim, den er als einen Sterbenden verlassen hatte und den er nun als einen immer noch Sterbenden vorfand, gleich weit entfernt von Leben und Tod. Inzwischen sollte der Alte Jahre rüstigsten Wohlbefindens gehabt haben. Ja, er hätte sogar eine Weile die Fahrten über Land, die sein Beruf als Agent einer Getreidehandlung erforderte, wieder aufgenommen, so hatte die Mutter erzählt, während sie Conrad voran auf die Türe zuging, hinter der der Onkel hauste, solange die Kinder von Bröm-

seshof denken konnten. Unwillkürlich hatte Conrad den Kopf gehoben, ob er ihn nicht singen oder pfeifen hörte, und dann schlug ihm der unvergessene Geruch nach kaltem Pfeifenrauch, Sämereien, nach Leder und Hunden entgegen, – kein feiner Geruch, in der Tat, aber ein Geruch, mit dem die Erinnerung an lauter gute Stunden erwachte, denn der Onkel Peter war einmal der lustigste Kamerad der Kinder gewesen. Jetzt jedoch war diese vertraute Atmosphäre mit der scharfen Ausdünstung von Medikamenten durchsetzt und anstatt lustiger Melodien oder zufriedener Selbstgespräche war ein traurig krächzendes Hüsteln aus dem Lehnstuhl gekommen, in dem Peter Brömse saß, die kalte Pfeife im Mund. Er saß mit dem Rücken zur Tür und so gab es zunächst eine Begrüßung mit Conrads Schwester Martha, die den Greis versorgte und eben mit der Vorbereitung des Bettes beschäftigt war, als die Türe aufging und die hohe Gestalt des Bruders hinter der Mutter erschien. Und, mochte es der Schatten sein, in den der grüne Lampenschirm diesen Teil des Zimmers versetzte, – Martha erhob sich aus ihrer gebückten Stellung, preßte beide Hände gegen die Brust, starrte auf die Eintretenden und stammelte: „Du, mein Heiland!" mit einem Ausdruck, als erblicke sie eine Erscheinung aus der anderen Welt. Frau Siere sagte, gelassene Rührung in ihrer

Stimme: „Ja ja, – er ist es wirklich!" worauf Martha mit vorgestrecktem Hals einen Schritt machte, die Hände sinken ließ und murmelte: „Conrad! Und ich dachte . . ." Sie blickte verwirrt nach dem Lehnstuhl, ehe sie dem Bruder das kleine Nonnenantlitz verschämt zum Kuß bot. „Ich dachte, hinter der Mutter käme Onkel Peter herein, – so wie er früher war," fuhr sie fort. „Wie du ihm gleichst!"

„Ja, – er ist mein Sohn, ein Brömse!" sagte die Mutter mit Nachdruck und ging auf den Lehnstuhl zu. „Gib acht, Alter, wen ich dir da bringe." Nun hatte Conrad, obwohl er den Onkel damals zuletzt als einen Schwerkranken gesehen, ihn doch so in Erinnerung, wie er vor der Krankheit gewesen: hoch, breitschultrig, mit dem rötlichen vollen Gesicht des Landmannes, der Luft und Sonne ausströmt. Er hatte in den Verbannungsjahren oft gemeint seine klingende Stimme im Ohr zu haben, sein Lachen zu hören und hatte ihn in seinem Einspänner mit dem Apfelschimmel davor vergnügt über weiße Landstraßen kutschieren sehen, an denen die Ebereschenbäume mit reifen Beerenbüscheln festlich gegen den blauen Augusthimmel glühten. Oder mitten im Schnee, im Schlitten, die riesige Fuchspelzmütze auf dem Kopf, mit bereiften Brauen und blitzenden Augen. Er wußte auf einmal, daß er lieber an ein Grab getreten wäre, als vor diesen

Verwandelten, der ohne den Kopf zu bewegen die rotunterlaufenen Augen zu ihm hob und nicht aufhörte mit den knochigen Händen zu webern und sie zu reiben, als fröre ihn. Er ließ ein paar gnuckernde Töne hören, die Freude ausdrücken mochten, aber fast boshaft klang es, als er nun vor sich hinraunte: „So so! Ist er da? Ist er da, der Herr Sohn und Erbe? Aber Peter ist auch noch da, – ja, ja, lebt noch! Vater Peter lebt auch noch ..." Worauf er ins Kichern geriet und vom Kichern ins Hüsteln, was unter Gekeuch in einen bedrohlichen Zustand überging, so daß Martha zusprang und ihn stützte, während Frau Siere den Schirm wieder über das Licht sinken ließ und sich mit einer schroffen Bewegung zur Tür wandte. „Er hat bessere Tage als heute," sagte sie draußen und blickte Conrad scharf an. Im grellen Licht der Flurlampe sah er erschrocken, daß sie kreidig bleich aussah und daß ihre Augen sonderbar glühten. „Abends ist er oft ganz verwirrt," setzte sie hinzu und forschte weiter in seinen Zügen. „Was sagst du? Er ist verändert, nicht wahr und ‚Vater Peter' nennt er sich jetzt auch immer." „Ja ja, Mutter," sagte Conrad gequält und strich ihr über den Arm, „aber für dich war es doch wohl zu viel. Ich hätte mich anmelden sollen!" Sie machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Ach ich! Ich vertrage noch viel ..."

Conrad wäre gern von diesem Auftritt losgekommen, aber es half ihm nichts, er mußte immer wieder zu ihm zurückkehren, und wenn er gerade eben den Schlaf hatte nahen fühlen, hörte er die fistelnde Stimme: „Ist er da, der Herr Sohn und Erbe? Aber Peter ist auch noch da, – Vater Peter lebt auch noch ..."

Was hatte es denn schließlich auf sich, dachte er gegen Morgen voll Mißmut, und starrte, den Kopf mit aufgestemmtem Arm stützend, in die unruhig flackernde Kerzenflamme. Es hatte doch nichts zu bedeuten, daß der Alte noch lebte, und am Ende konnte er nichts dafür, daß er lallte und kicherte, und tat, als hätte er's Gott weiß wie dick hinter den Ohren! Hatte man sich nicht längst mit der Vorstellung seines Todes abgefunden? Freilich, dachte Conrad kummervoll und sank in die Kissen zurück, besser wär's, er wär wirklich tot – als so ... Mit der Hand das Licht ausdrückend, beschwor er wieder das Dunkel um sich her und den Herbstwind in den alten Kastanien draußen, und wieder den Reigen der Geschwister und ihrer gealterten oder gereiften Gesichter, wie sie ihm am Abend entgegengetreten waren ... Und da war Marias von Gott gekränktes und Marthas duldendes Lächeln, und das von Jonathan, ganz ohne Bodensatz, wirklich ein Lächeln, klar und golden und weltüberwindend

wie Wein. Und da waren Sophiens funkelnde Augengläser und ihre Stimme, die sagte: „Der Hut und der Mantel, Conrad, die du dir da mitgebracht hast, die passen aber gar nicht in unsere Gegend...", und dann war es wieder Johanne, die langsam und etwas klagend sagte: „Wie bei dir das Brömsesche durchgekommen ist, das ist nicht zu glauben..."

Wenn es aber so weit war, so sagte auch die Mutter in seinem Ohr wieder: „Ein echter Brömse, — mein Sohn!" Dann stand er wieder im Krankenzimmer des Alten und der quälende Ablauf der Erinnerungsbilder dieses Heimkehrabends begann von neuem, angefangen mit den Minuten am Waldrand, als er alle wiedersah, ohne daß sie von ihm gewußt hatten. Er seufzte schwer und deckte die Hand auf die müden brennenden Augen. Schließlich, sagte er sich, ist das alles, weil ich es will, und ich will es, um nicht an Christa zu denken. Denn dächte ich jetzt an Christa, anstatt an Peter Brömse, so müßte ich aufstehen und zu ihr hinübergehen. Und das will ich eben nicht, — heute noch nicht!

Und als er zu dieser Einsicht gekommen war, lächelte er und schlief nun auch ein. —

Der Schlaf war kurz, aber tief. Er spürte keine Müdigkeit, als er sich beim ersten Dämmern des

Herbsttages erhob, aber während er sich anzog, war jenes fröstelnde Gefühl von Erwartung und ungewisser Vorahnung in ihm, das uns vor einer Abreise oder vor einer Schicksalsentscheidung befällt. Leise schlich er über den Dachboden, und auf der Treppe übersprang er in unbewußt wiedererwachender Gewohnheit die Stufen, deren musikalische Eigenschaften ihm aus der Knabenzeit her noch im Ohr lagen: er wünschte niemand zu wecken und hoffte, seinen ersten Rundgang über den Hof allein antreten zu können. Doch herrschte schon Leben im Hause. Eine Magd fegte den Flur; Martha, einen Wasserkrug in den Händen, huschte mit einem Gruß an ihm vorüber, der gleichzeitig Demut und Überlegenheit ausdrückte, und aus dem Wohnzimmer klang das Geklapper des Frühstücksgeschirrs. Als er nach seinem Hut griff, fühlte er eine Hand auf seinem Arm und sah beglückt in Christas dunkel strahlende Augen.

„Du bist es," flüsterte er, „ja, du kannst mit. Aber schnell!" Vor der Haustür sahen sie sich lachend an, wie Kinder, denen ein Streich geglückt ist, und erst, als Christa in der Nähe der Ställe ihre Hand sehr sanft aus Conrads Hand zog, begriff er, daß er sie festgehalten hatte. Der Morgen war nun heraufgestiegen und nur der lockere Nebel, der den Himmel deckte, hinderte seinen blaugoldenen Okto-

berglanz noch an der vollen Entfaltung. Conrad blieb inmitten des weiten rechteckigen Hofes stehen und blickte aufatmend umher. „Hier," sagte er, „ist nichts verändert, – nur die beiden Kastanien sind breiter geworden –, ich meine, ich hätte das heute nacht schon aus ihrem Rauschen gehört ..."

„Hast du auch nicht geschlafen?"

„Nicht viel. Du auch nicht?"

„Fast gar nicht. Aber findest du nicht auch, daß das Haus gestrichen werden müßte? Dafür hat Sophie nie einen Pfennig übrig, – nur für die Ställe ..."

Conrad wandte seinen Blick von der freilich augenfällig verwitterten Erscheinung des Wohnhauses zu den Wirtschaftsgebäuden, die schmuck und gepflegt dalagen. Er sagte: „Das ist ja auch wichtiger, und sie haben vielleicht mit dem Bauen auf mich warten wollen. Denn jetzt wird ja gebaut, nicht wahr, Christa?" Und während sie sich wieder lächelnd ansahen, fuhr er fort: „Aber warum: Sophie? Du sagst: Sophie hat nichts dafür übrig? Was geht das Sophie an?"

„Ach Sophie! Sophie hat doch das Geld unter sich." Christa schwieg eine Weile. Conrad sah betroffen einen harten Zug um ihren festgeschlossenen jungen Mund. Dann sagte sie: „Hier hat sich vieles verändert. Du wirst es schon erleben. Ich habe dir

auch viel zu erzählen. Denn uns geht es an. Es war höchste Zeit, daß du kamst." Sie betraten den ersten Stall, ein Knecht kam ihnen entgegen. Conrad, ohne die Worte Christas ganz zu begreifen, fühlte tief in sich Glück anwachsen wie Flut, weil sie gesagt hatte: uns geht es an. Übrigens war hier bei den Schweinen alles in bestem Stande, er sah mit Wohlgefallen auf die gutgehaltenen Tiere und nahm mit Erstaunen wahr, daß kleine Verbesserungen, über deren Notwendigkeit er in der Ferne gesonnen, bereits vorhanden waren, als hätten seine Gedanken sich hier ausführender Hände bemächtigt. Es handelte sich um eine Veränderung der früher üblichen Streu und um eine sinnreiche Durchkreuzung des Bodens mit Ablaufrinnen, die die Jauche sammelten und sie auf die Düngerstelle hinausleiteten, während die Tiere nun verhältnismäßig besser vor der Verseuchung durch den eigenen Kot gesichert waren. Der Knecht verharrte in unterwürfiger Haltung, als Conrad sich anerkennend über den Befund von Vieh und Stall äußerte, doch schien er es nicht zu erfassen, daß sein heimgekehrter Herr vor ihm stand und zur Besiegelung der Begrüßung die Hände mit ihm schütteln wollte. „Es ist ein Pole," sagte Christa beim Verlassen des Stalles, „er versteht dich nicht, er will keinen verstehen, er versteht nur Johanne." „Seit wann

stellen wir Polen fest ein?" fragte Conrad verdrießlich. „Ich will das Pack nur in der Erntezeit auf dem Hof haben, wenn es nicht zu entbehren ist. Zum Schweinefütterer wird sich ja auch wohl ein einheimischer Idiot finden!" Christa zuckte die Achseln. Sie sagte gleichmütig: „Was willst du? Er ist in der Kriegszeit hängen geblieben, und er paßt Johanne. Der Kutscher ist ein Russe, wir haben fünf Russen unter den Knechten. Johanne meint, sie haben mehr Respekt als die Deutschen ..." Conrad verstummte. Vor dem Pferdestall blieb er stehen. „Wo ist der Inspektor?" fragte er verstimmt, „hol ihn mir bitte!" Er spürte keine Lust, sich vor diesen Fremden weiter selber als Herrn auszuweisen. Christa sah ihn groß an. „Den Inspektor? Aber wir haben doch keinen mehr genommen, nachdem Volte gefallen war und dann auch sein Nachfolger! Das macht doch alles Johanne..." Conrad sah finster vor sich hin. Endlich sagte er: „So. Und wo ist Johanne? Aber nein!" Er schlug mit der Hand durch die Luft. Sie sahen sich ernst in die Augen. „Soll ich – Mutter holen?" fragte Christa zögernd. Conrad schüttelte den Kopf. „Komm!" sagte er. Sie gingen zu den Pferden hinein. In der feuchten Wärme, die ihnen mit scharfem süßlichen Dunst entgegenschlug, erlosch Conrads Ärger sogleich vor dem seltsamen Rausch, den diese Atmosphäre immer

über ihn brachte. Er war ein begeisterter Reiter und die Jahre in Mexiko hatten sein Verhältnis zum Pferd noch unbedingter und inniger werden lassen, als es in den Grenzen der Heimat möglich gewesen war. Wer tagelang in der Einsamkeit von Steppe und Urwald auf sein Tier angewiesen ist, dem wird es mehr als ein bloßer Diener, – es wird sein Freund und Gefährte. Als Conrad den Stall von Brömseshof wieder betrat, dachte er an seinen kleinen Fuchshengst Rosso, den er selbst gezähmt und zugeritten hatte. Er dachte an die unübersehbare Herde freischweifender Pferde, die zu der Farm gehört hatte, auf der er arbeitete, und er lächelte etwas wehmütig, als er den Bestand überblickte: fünf Pferde, vier davon gut und das fünfte, – ja, das war Peter Brömses alter Schimmel, der hier sein Gnadenbrot hatte. Er stand mit steifen Beinen in seiner Box und bewegte Augen und Ohren mißtrauisch nach rückwärts, als Conrad ihm die Flanke klopfte. „Na, alter Filou!" sagte er, „bist du auch noch am Leben?" Es war vielleicht charakteristisch für Peter Brömse, daß er diesem braven und harmlosen Tier einen ausländischen Spitzbubennamen hatte anhängen müssen. Plötzlich wieherte Filou hell auf und schnaubte tief durch die Nüstern. Er wandte den Kopf. „Er lacht," sagte Christa erstaunt, „er hält dich für Onkel Peter!" „Er merkt,

daß ein Mensch mit Pferdeverstand ihn anrührt, – weiter nichts!" Conrad wandte sich den Kutschpferden zu. „Zu fett und alle zu alt, habt ihr gar keinen Nachwuchs? Dieser da ist aber nicht übel!" Er näherte sich einem braunen Wallach und prüfte ihn. „Der wird sich machen. – Na, wir werden schon Freunde werden!" sagte er zu dem Pferd und liebkoste es. Christa sagte: „Ja, – den hat Johanne immer vor dem Sandschneider, wenn sie ins Feld fährt..." Conrad, schon auf dem Weg zu den Ackergäulen, blieb wieder stehen. „Nun – und?" fragte er über die Schulter zurück, eine leise Herausforderung im Ton. Christa lachte ein wenig verlegen. „Wenn du den etwa reiten willst, mach dich auf Kämpfe gefaßt!" Conrad gab keine Antwort. Er redete den Mann an, der eben in Hemdsärmeln und blauem Schurzfell vom Hof hereinkam. „Hallo! Sind Sie der Kutscher? Aha. Und wie heißen Sie?" Der Mann, unwillkürlich stramm stehend, ließ einen ratlosen Blick seiner in ein rundes gutmütiges Gesicht wohleingebetteten blauen Augen zu Christa hinübergleiten. „Das ist Mischa," sagte Christa leise zu Conrad. „Mischa, das ist Herr Siere! Herr Siere ist wiedergekommen!" Sie schob ihre Hand unter Conrads Arm. Mischa hatte verstanden. Er verzog den Mund zu einem breiten Lächeln und nahm die Hand, die Conrad ihm jetzt

bot. „Große Freude! Großes Glück für Hof und junge Frau!" „Jawohl, Mischa, und Ihnen wird es auch einmal so gehen, wenn Sie heimkehren, — aber wie ich höre, gefällt es Ihnen einstweilen ganz gut bei uns? Nun ja, verstehe ich auch, — es muß jetzt nicht allzu gemütlich bei Ihnen zu Hause sein. Da hoffe ich denn auf gute Zusammenarbeit, Mischa. Ich bin ganz zufrieden, der Stall sieht gut aus. — Nur, die Gäule ..." Er trat an die Stände und wies lebhaft auf die einzelnen Tiere hin ... „die Gäule sind zu fett, zu schwer! Müssen mehr bewegt werden, was? Na, dafür sorgen wir jetzt!" Sie gingen die Reihen der Ackerpferde und Maultiere ab. „Nun, Mischa, und wenn ich ein Pferd zum Reiten bestelle, läßt du den braunen Wallach vorführen!" sagte Conrad schließlich, unwillkürlich in die landesübliche Gewohnheit, die Knechte zu duzen, verfallend. „Den Falada?" fragte Mischa und warf schnell einen unterwürfig lauernden Blick zu Christa hinüber. „Ja, ja, den Falada, Mischa!" nickte sie und drängte Conrad sanft zur Tür. „Ich werde mir doch wohl das Pferd aussuchen dürfen, das mir zusagt," begann er draußen und warf einen Blick zurück. „Ja doch, Conrad, das mußt du sogar. Nur — Johanne ist doch recht eigen." „Und der Kerl steht vor seinem Stall und sieht uns nach als wollte er sich alles erst recht

überlegen! Die Sache liegt doch ganz klar," grollte Conrad.

Indessen hatte aus der Brennerei eine Dampfpfeife geheult, und Conrad sah mit Staunen, wie auf diesen Ruf hin die Hofgänger, Männer und Frauen, den Hof vom Dorf her betraten und ihren verschiedenen Arbeitsplätzen zustrebten. Bald darauf rasselten die ersten Ackerwagen über das Pflaster zum Tore hinaus; in der Scheune begann die Dreschmaschine zu surren; in der Brennerei fauchte und schrie der Motor, und vor dem Kuhstall hielt ein gutbespanntes Gefährt und nahm die blanken Milchkannen auf, die Mägde heraustrugen und die eine stattliche Frau verlud. Neben dem Wagen sah Conrad eine hagere Gestalt und erkannte Johanne, die mit Notizbuch und Bleistift in den Händen die Zahl der Kannen aufzunehmen schien. „Das geht hier ja zu wie in einem Fabrikbetrieb!" sagte er. „Alle Achtung! Das ist eine andere Sache wie in den Jahren vor dem Kriege, und selbst zu Vaters Lebzeiten klappte nicht alles so auf die Minute!" „Ja, das ist eben Johanne. Tüchtig ist sie ja, das muß man ihr lassen. Seit sie freie Hand hat, geht alles wie nach der Schnur. Und die Leute hängen an ihr ..." Conrad blickte hinüber, wo die dicke Frau, einen Männerhut auf dem Kopf, eben auf den Bock kletterte und die Zügel ergriff. Ein Junge nahm

neben ihr Platz und der blaulackierte Wagen mit den blitzenden Kannen klapperte fröhlich von dannen. Johanne schob das Notizbuch in die Tasche ihres Mantels; plötzlich sah sie Conrad und Christa. Sie zögerte einen Augenblick und machte eine Bewegung, als wollte sie in den Kuhstall zurückgehen. Dann aber winkte sie ihnen zu, stieß einen begrüßenden Ruf aus und kam mit großen Schritten herüber. „Du bist schon auf? Hätte ich das gewußt, dann hätte ich dich durch die Ställe geführt und dir alles Neue gezeigt, dir auch die Leute vorgestellt! Nun, nun, es wäre schon besser gewesen! Die sechs Jahre sind ja nicht spurlos vorübergegangen, am Hof nicht und auch nicht an uns." Sie ließ den Blick in die Runde gehen und sah Conrad gutmütig-nachsichtig an. „Du wirst dich über manches wundern, aber ich denke, du wirst alles gutheißen. Sophie und ich haben ja unser Möglichstes getan." Sie waren während dieser Worte bis zum Schafstall gegangen. „Also, wir geben die Milch jetzt fort?" Conrad sprach, um der eigentümlichen Befangenheit Herr zu werden, die ihn, wie von jeher, auch jetzt wieder in der Gegenwart seiner Stiefschwestern überkam. „Bewährt sich denn das?" „Es ist von den Kriegsjahren her so geblieben, als es Verordnung war," sagte Johanne mit demselben nachsichtig-belehrenden Ton ihrer tiefen Stimme wie

vorher, „o ja, es bewährt sich wohl. Es werden Kräfte frei ... wir haben uns ein wenig umstellen müssen, – es ging schon nicht anders." Sie ging durch den dämmerigen Stall auf die große Gestalt des Schäfers zu, der inmitten des Tiergewimmels stand und sich zum Aufbruch rüstete. „Maronde, du wirst dich freuen! Der junge Herr ist zurück!" Conrad aber, so gut es ihm gefiel, diesen alten Freund seiner Kindheit noch am Platze zu finden, meinte ungehalten bei sich selbst, daß sie auch wohl einfach hätte sagen können, der Herr sei zurück.

Der Schafstall war ein großer scheunenartiger Raum, dessen hölzerne Decke von einzelnen Balken gestützt ward. Die niedrigen Krippen standen unregelmäßig verteilt, aber jetzt waren sie leer, denn bis Schnee fiel, wurde noch ausgetrieben. Die Herde, in Erwartung des Aufbruchs, war in wogender Erregung. Die ungeduldigen blökenden Schreie der Tiere in ihren verschiedenen Tonabstufungen klangen durcheinander, als würde ein seltsames Orchester gestimmt, und es war schwer, sich durchs Wort zu verständigen. Conrad bahnte sich mühsam den Weg hindurch, griff ein paar Hämmeln in den dicken, fettigen Pelz und stand schließlich doch vor dem Alten. „Maronde, nun, wie alt bist du denn eigentlich? Zählst du die Jahre überhaupt noch?"

fragte er und sah ergriffen in das Gesicht, das aus dem Urwald des grauen Bartes heraus schon in seiner Kindheit, wie ihn dünkte, nicht anders geblickt hatte als jetzt: braun, verwittert und mit Augen, wässerig grau um kleine tote Pupillen, — Augen, die auf das Sehen verzichteten, wenn es nicht nottat. Auch eben jetzt ging von ihnen kein Strahl des Erkennens aus; doch Begrüßung lag in der feierlichen Bewegung des Greises, als er die Hand hob und als sein Bart nun zu wallen begann. Er sprach; doch war in dem Getriebe der Schafe kein Wort zu verstehen. Er entblößte sein Haupt, daß die zerfurchte Stirn und die blanke, geäderte Kuppel des Schädels sichtbar ward. Er hob sein Antlitz, und auch Conrad nahm unwillkürlich den Hut ab. Plötzlich, gleich einer unerwarteten Windstille, entstand eine Pause im Auf und Nieder des Tiergeschreis, und jetzt vernahm Conrad die Worte: „... übergib niemand deine Güter, daß dich's nicht gereue und müßtest sie darum bitten ..." Dies war der Abschluß. Der Alte bedeckte sein Haupt wieder, schlug den weiten Mantel zusammen, setzte den langen Stab vor sich und, ohne die Herrschaft weiter zu beachten, ging er an ihr vorüber majestätisch dem Tor zu, dessen Flügel ein Knabe jetzt aufstieß. Die Herde drängte trappelnd hinter ihm drein, das Kläffen der Hunde begann und der Morgenwind

blähte den blauen Mantel des Schäfers, wie er zum Hofe hinauszog. Conrad verließ den Stall schweigsam hinter den Frauen. Draußen wandte Johanne sich um: „Der spricht nur noch in alttestamentlichen Sprüchen. Was er da sagte, war aus der Weisheit Salomonis oder aus Jesus Sirach, – was weiß ich? Ich verstand auch nicht alles. Er ist bibelfester als irgendeiner von uns, aber er wendet sein Wissen oft seltsam an."

Auf diese vielen Worte, während derer Christa ihn sonderbar forschend ansah, antwortete Conrad mit einem zerstreuten Lächeln. Dann gingen sie zu den Kühen.

Als Conrad mit den Frauen nach dem Gang durch den Kuhstall und der Besichtigung der Brennerei dem Hause zuschritt, sah er von der anderen Seite her den zweiräderigen Wagen, den sogenannten Sandschneider, mit Falada davor, geführt von einem Stallburschen, vorfahren. Johanne sagte freundlich: „Ich würde dich bitten, sofort mitzufahren, und dir gar nicht erlauben, erst zu frühstücken, wüßte ich nicht, daß die Mutter und Jonathan drin auf dich warten und daß es ihnen eine Enttäuschung wäre, wenn du jetzt nicht kämest. Ich denke, wir machen heut nachmittag eine große Feldfahrt, auch nach dem Rohrbruch. Jetzt fahre ich ohnehin nur zu den Kartoffeln." Hiermit hatte sie

schon den Wagen bestiegen und die Decke über die Knie gebreitet; ein leiser Zuruf setzte Falada in Bewegung. Conrad sah nachdenklich hinter ihr her, – da fuhr sie hin, groß, hager, ein wenig vornüberhängend, einen verschossenen grünen Filz auf dem gewichtigen Haupt. Jetzt hielt sie das Pferd an, um einen Jungen anzurufen, der an einem der vor der Scheune aufgereihten Pflüge hantierte. Der Junge kam erschrocken näher, stand mit hängenden Armen neben dem Wagen und ließ sich heruntermachen. Dann schlich er zu seiner Arbeit zurück. Johanne wandte sich um, ihr Gesicht, dessen Formen groß aus einem edlen rötlichen Holz geschnitzt schienen, lächelte, ihre Gebärde sagte: „Ich bin kein Teufel, aber manchmal muß ich so tun!" Sie fuhr weiter. Conrad und Christa gingen ins Haus. Eine leise Musik war darin, als sei es an eine tönende morgendliche Meditation hingegeben. Als Conrad so zum erstenmal seinen Bruder Jonathan wieder spielen hörte, erschrak er vor seinem eigenen Gefühl. Er hängte seinen Hut auf und blieb mit gesenktem Kopf stehen. Das unverstellte, nackte, blutige und schonungslose Leben der letzten sechs Jahre stand bei diesen reinen und sanften Klängen mit lähmender Wirklichkeit in seiner Erinnerung auf, er blickte fremd auf Christa, die ihn fragend ansah. Dann raffte er sich zusammen.

„Ich – ich möchte mir wohl die Hände waschen, ehe wir hineingehen ...," sagte er schwerfällig. Als das geschehen war und er sich noch einmal lange und sorgfältig die Schuhsohlen auf der Matte vor der Tür gereinigt hatte, gingen sie hinein. Bei ihrem Eintritt verstummte das Harmonium, das zwischen zweien der vier Fenster stand. Jonathan, die Hände noch auf den Tasten, wandte den Kopf ein wenig und lächelte ins Leere. Ein schräger Strahl der Morgensonne ließ sein lockeres Haupthaar metallen schimmern, und ging weiterhin über Maria Janichius' Kopf, ohne deren straffem Scheitel etwas anderes abzugewinnen als ein trübes glänzendes Gelb. Die Sieres waren alle blond, bis auf Conrad, der unter seinen rechten Geschwistern der einzige Dunkelhaarige war. Wenn er jemanden glich, so war es Johanne, die ihrerseits wieder der Mutter am ähnlichsten war. Jetzt eben sah Conrad nur das lichte Haupt seines Bruders und die Mutter, die ganz nahe bei jenem an der Schmalseite des langen Tisches saß. Hoch und vornübergebeugt, auch in der Haltung an Johanne erinnernd, blätterte sie in der großen Bibel, die vor ihr lag. Sie trug ein grau und schwarz gestreiftes Kleid und eine kleine Spitzenhaube auf dem wellig gescheitelten silbrigen Haar. Weiße gekrauste Rüschen waren an Kragen und Ärmeln, und Conrad erkannte die Brosche an

ihrem Halse, die zwei dicken, ineinander verschlungenen Ringe aus Gold und schwarzer Emaille, die zu seinen frühesten Erinnerungsbildern der Mutter gehörte. Jetzt schob sie die Brille etwas hinauf, um Conrad entgegenzulächeln. Außer Maria Janichius saßen auch noch ihre beiden Kinder und Martha am Tisch, doch als Conrad sich neben der Mutter niederließ, hatte er wohl allen die Hand gegeben, aber sie hätten ebensogut nicht vorhanden zu sein brauchen. Er blickte angestrengt auf das wieder gesenkte Antlitz der Mutter und dachte: Alles ist anders geworden. Dann ging die Tür auf, mit harten kleinen Schritten kam Sophie Brömse herein und begab sich auf ihren Platz. „Guten Morgen allerseits!" sagte sie und nickte im Kreise umher, „nun, dann wollen wir anfangen! — Nun?" sagte sie ungeduldig, und sah sich nach Jonathan um, als dieser nicht gleich zu spielen begann. „Warte noch einen Augenblick, Jonathan!" sagte die Mutter jetzt ernst, ohne aufzusehen, „ich bin noch nicht ganz so weit ..." Sie blätterte wieder und strich dann mit der Hand über die gefundene Seite. „So. Jetzt kannst du beginnen!"

Conrad versuchte, in den Choral einzustimmen, erschrak vor dem Ton seiner eigenen Stimme und blieb stumm, während er unbehaglich vor sich hin sah. Da die Familie in allen ihren Gliedern musi-

kalisch war, so war der Gesang einigermaßen rein; aber der Ausdruck, mit dem seine Schwestern sangen, dünkte Conrad unerträglich. Alle drei saßen ihm gegenüber. Sophie sang laut, sicher, und ihr „Lobe den Herren!" klang durchaus nur nach einer Ermahnung an die anderen, sonderlich an Conrad. Martha, schiefgeneigten Hauptes, sang mit der selbstzufriedenen Demut der Diakonisse und sehr innig. Maria hatte einen zweifellos beleidigten Anklang, indem sie Gott lobte, ohne für sich persönlich Anlaß dazu zu haben. Alle drei sahen ihn an, wie Conrad mit einem schnellen Blick festgestellt hatte: Sophie streng und ermunternd zugleich, Martha voll Rührung, Maria voll Vorwurf, vielleicht weil er lebte und glücklich schien, indessen Janichius moderte. Er hielt nun weiter die Augen niedergeschlagen und versuchte, mehr auf die spröden ehrlichen Stimmen der Kinder, auf Jonathans halblautes Summen und auf Christas Singen an seiner Seite zu hören. Sie war die einzige, die unsicher einsetzte und versagte, sobald die Melodie die tieferen Lagen verließ. Die Mutter aber sang hoch, ein wenig zitternd und fast ausdruckslos; ebenso las sie gleich darauf das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden vor. Die Wahl dieses Abschnittes veranlaßte Conrad, fast erschrocken aufzublicken. Er begegnete dem Funkeln von Sophiens

Brillengläsern, sah ihren verkniffenen Mund und wandte die Augen schnell ab. Nun traf er auf Jonathans lauschend vorgeneigtes Gesicht. Der Blinde hatte sich der Lesenden zugewandt und lächelte wieder, blicklos, still und geheimnisvoll.

Plötzlich seufzte Conrad tief auf. Die saubere Nüchternheit des Zimmers, die makellosen weißen Gardinen, die Bilder an den Wänden, Kupferstiche nach alten Gemälden, Prophetenköpfe, Kreuzabnahmen oder Madonnen, in ihren schmalen Rahmen, deren Gold vor Alter grünlich glänzte, – das schwarze Ledersofa in der Ofenecke und darüber die Fülle von Familienporträts –, Silhouetten, Daguerreotyps und rundgefaßte Photographien, über allem thronend das Ölbild der „bösen" Großmutter mit dem grimmigen Mund, der Sophie ähnelte, – diese ganze in ihrer beschränkten Vollkommenheit selige Atmosphäre hatte sich ihm wie ein Alp auf die Brust gelegt. Er vergaß, eine andächtige Haltung beizubehalten, rückte auf seinem Stuhl und blickte fast angstvoll im Kreise umher. Als aber die Mutter jetzt den Segen sagte, senkte er wieder gehorsam den Kopf und unterdrückte den feindlichen Gedanken, daß zu viele Frauen auf Brömseshof seien... Sophie griff nun nach der Losung, blätterte und sagte mißbilligend: „Das war ja der Tagestext nicht!" – „Dann habe ich

mich wohl geirrt," erwiderte ruhig Frau Brömse. „Na, ich will nun an die Arbeit gehen," meinte Sophie mit überlegener Munterkeit, „wartet nur, ihr beiden, jetzt kommt ihr an die Reihe!" Sie drohte Conrad und Christa mit dem Finger und verließ ganz behaglich schmunzelnd das Zimmer. Conrad stellte bei sich mit Befriedigung fest, daß sie also schon gefrühstückt habe. Auch Martha entfernte sich: „Der Onkel braucht mich," erklärte sie sanft. Die Kinder gingen in ihren Unterricht zum Pastor, und so blieb außer der Mutter und Jonathan nur Maria zurück, die an ihrem Platz sitzen blieb, den Kopf aufstützte und die Gruppe am oberen Tischende mit Schwermut betrachtete. Christa hob die grün und braun gestreifte dicke gestrickte Mütze von der Kaffeekanne und enthüllte zugleich ein paar Eier, die dort sorglich warm gelegt waren.

Als die Tassen gefüllt waren, fühlte Conrad sich durch den beharrlich auf ihn gerichteten Blick Marias gezwungen, sie anzureden: „Nun, willst du nicht auch etwas nehmen?" Er schob ihr den Brotkorb hin. „Oh, ich habe längst gefrühstückt, was denkst du!" Sie holte eine Häkelarbeit hervor. „Wir sind Frühaufsteher, wir können uns das nicht leisten ..." – „Was könnt ihr euch nicht leisten?" – „Ich sitze hier nur mal eben eine halbe Stunde,

dann muß ich ja in die Küche." Sie kniff die Lippen zusammen und häkelte maschinenmäßig, ohne aufzublicken; Frau Siere sagte langsam, in jenem geduldigen Ton, den Conrad früher nicht an ihr gekannt hatte: „Ja, es sind nur Jonathan und ich, die sich den Luxus erlauben können, nach der Andacht zu frühstücken. Und für gewöhnlich sind wir mit der Andacht auch eine Stunde früher dran. Das ist nur heute..."

„Natürlich, ich muß die Hausordnung erst wieder ins Blut bekommen. Dort drüben, da richtet man sich mehr oder weniger nur nach der Sonne." — „Das tun wir nun freilich auch, lieber Bruder." — „Ich weiß nicht — ja, vielleicht. Aber als ich heut den Betrieb hier sah, hatte ich fast den Eindruck, als müßte die Sonne sich nach euch richten."

In diesem Augenblick klopfte es, eine Magd erschien und bat, Frau Pastor möchte in die Küche kommen. Maria verließ das Zimmer und erwiderte auf die Feststellung Conrads nur noch: „Das verstehe ich nicht," — eine Antwort, die ihm von früher her noch seltsam im Ohr lag. Er lächelte Christa an, die neben dem Blinden saß und ihm Handreichung tat. Als er ihren Augen begegnete, empfand er es wie einen leichten Schlag gegen sein Herz. Ihre Blicke blieben aneinander hängen. Während aber die Mutter weiter vor sich hinsah und aß, in

der mechanischen Art, wie müde alte Menschen für den Fortbestand ihres Lebens immer noch sorgen, lächelte Jonathan still vor sich hin, als sauge er Wissen aus Schwingungen der Luft. Er sagte: „Sehr gut, Conrad, – sehr gut, daß du wieder gekommen bist. Für Christa, – aber auch für mich. Für mich und Mutter ..."

Frau Siere nahm seine Hand, die nach der ihren getastet hatte. Ganz plötzlich richtete sie ihre Augen auf Conrad und sah ihn scharf, sorgenvoll, prüfend, aus dem Hintergrund einer unendlichen Traurigkeit an. „O ja," sagte sie langsam und schwer, „o ja. Das ist wohl gut. Das muß wohl gut sein ..." Sie blickte wieder vor sich hin. Dann begann sie zu reden, hastig und kummervoll.

„Maria, ja, die hat es nicht leicht und sie ist bitter geworden, ja, und es wird ihr schwer, wieder als Tochter zu Hause zu leben und keinen eigenen Haushalt zu haben. Aber was will sie, – sie ist ganz selbständig und kann tun und lassen, was ihr paßt, und redet ihr keiner hinein, am allerwenigsten ich, – ja gewiß, am allerwenigsten ich, die doch das meiste Recht dazu hätte. Wenn sie sich fortwährend mit Johanne zankt wegen der Milch und wegen der Eier, und wenn sie sich mit Sophie nicht zu stellen versteht, das ist ihre Sache, – ja, da muß sie selber zusehen. Aber vom frühen Morgen an mit ver-

grätztem Gesicht umhergehen, das darf sie doch nicht, und so habe ich nicht um euren Vater getrauert, das weiß Gott, das trug ich nicht so zur Schau."

Ein Schweigen entstand, bis Conrad unvermittelt begann:

„Maria also hat, so scheint es mir, den Haushalt unter sich. Johanne arbeitet als Inspektor. Was Sophie tut, ist mir noch nicht so ganz klar, aber ihrem Auftreten nach ist sie, – ja, wie soll ich mich ausdrücken? – jedenfalls ist sie sicher im Sattel. Nun wüßte ich gerne, was für mich zu tun übrigbleibt, nicht wahr. Wie denkst du dir die Sache in Zukunft, Mutter?"

Er hatte leicht und heiter gesprochen. Jetzt griff er nach dem Teller mit Wurst. „Wenn ihr nur fühlen könntet, wie gut mir die deutsche Kost wieder schmeckt! So eine Wurst mit eingeschrumpelter Haut und dem Geschmack nach Wacholderrauch gibt es auch auf der ganzen Welt nicht. Nur zu Hause auf Brömseshof. Und das Brot! Ach, das Brot!"

Er streckte die Hand aus. Christa reichte ihm lächelnd eine Scheibe. Frau Siere wiederholte, schwer mit dem Kopf nickend: „Ja, das Brot!" – „Das Brot..." sagte Jonathan leise und andächtig. Alle aßen stumm.

„Ja, – wie ist es also? Wie sollen wir uns nun einrichten, Christa und ich?"

„Ihr bekommt das große Zimmer rechts vom Flur, Conrad," sagte die Mutter schnell und mit einem Ton von Demut, der Conrad beunruhigte.

„Ja, das große Zimmer von Vater und mir, so wie es 1914 beschlossen war. Sophie ist schon dabei, es einzurichten, wir haben in der Nacht noch alles besprochen. Ich ziehe hinauf in die Gaststube, ins Altenteil, nun ja, da gehöre ich hin, und ich tu es gern, es war mir schon längst zu unruhig unten. Das kleine Zimmer daneben bekommt ihr auch, da kommen Christas Möbel hinein, die sie mitgebracht hat. Ihr sollt es schon gemütlich haben. Ihr sollt es gut haben. Du sollst es einmal fühlen, daß du wieder zu Hause bist, mein Junge." Ihre Hand auf Conrads, sprach Frau Siere weiter, ohne dem Sohn in die Augen zu blicken. „Auf Ruhe hast du jetzt Recht. Jetzt lebe dich erst einmal ein. Laß es sachte angehen. Jetzt ist Oktober, jetzt kommt der Winter, was ist jetzt groß zu tun? Sophie und Johanne werden dich in alles einführen und dir dann zum April übergeben..."

Wieder entstand ein Stillschweigen, währenddessen Conrad vergeblich versuchte, zu erfassen, was ihn denn eigentlich beunruhigte, ob es die Worte der Mutter waren, oder ihr Ton, der so sonderbar hastig und traurig war, als wiederhole sie eine Lektion, die ihr selbst nicht gefiel. Er sah zu Christa

hinüber, und ihr strahlend auf ihn gerichteter Blick machte ihn schwach und glücklich zugleich. „Es bleibt also alles so, wie wir es damals festgelegt hatten," sagte er, plötzlich überzeugt, daß er wirklich ein Recht auf Ruhe habe.

„Es bleibt, – es bleibt alles beim Alten, mein Junge," sagte Frau Siere und nickte ihm zu wie einem Kind, das alles verspricht, um eine peinliche Auseinandersetzung schnell zu beenden.

„Christa," sagte Conrad, „wollen wir nicht hinübergehen und unsere Zimmer ansehen?" –

Jonathan hielt den Kopf gesenkt. Jetzt wandte er sich um und begann, vor sich hin zu pfeifen. –

Für den Nachmittag war die Feldfahrt angesetzt. Ohne mit jemand darüber zu sprechen, schickte Conrad ein Mädchen aus der Küche in den Stall, mit dem Befehl, um drei Uhr gleichzeitig mit dem Wagen Falada gesattelt vorzuführen. Warum er das heimlich tat, erklärte er sich selbst nicht; als er aber zum Reiten angezogen vors Haus trat, sah er den Wagen über den Hof herankommen, von Falada jedoch keine Spur. Mischa selbst saß auf dem Bock und senkte die Peitsche mit einem Gesichtsausdruck, der gleichzeitig unterwürfig und voll unbefangener Dreistigkeit war. Conrad fühlte, wie ihm das Blut in den Kopf stieg.

„Wo bleibt das Pferd?" fragte er zornig, indem er dicht an den Wagen herantrat. Der Kutscher wandte sein rundes rotes Gesicht von den Pferdeohren ab und ihm zu, blickte aber über ihn weg zur Haustür, aus der hinter Conrads Rücken soeben Johanne und Christa traten. „Kann sich Falada nicht reiten, armes Luder. Mischa heute morgen nicht verstanden," sagte er eintönig.

Conrad wandte sich nach Johanne um. „Was soll das heißen?" fragte er. „Ich habe heute morgen das Pferd bestimmt, das ich reiten will, – die Auswahl ist ja nicht groß und außer dem Wallach kommt eigentlich nichts in Betracht. Ich habe mir den Gaul zu drei Uhr bestellt, und jetzt ist er nicht da, und ich verstehe nicht, was dieser Mongole faselt ..."

Johanne zog langsam die festen Lederhandschuhe über die Hände. „Welches Pferd hast du bestimmt? Falada? So, – ja, das tut mir aber herzlich leid, daß du nicht mit mir gesprochen hast! Mit Mischa sich zu verständigen, ist nicht ganz einfach, er begreift meist alles erst zehn Minuten später. Aber mit Falada hat er recht, der stolpert, – ist auch vor dem Wagen mit Vorsicht zu gebrauchen."

Auf einen Wink von ihr war der Kutscher abgestiegen. Johanne kletterte auf den Bock und ergriff die Zügel. Von oben sah sie nachdenklich

auf ihn. „Was tun wir da?" sagte sie bekümmert, wie es schien, und blickte von Conrad zu Christa.

„Nun, dann fährt er heute!" sagte Christa aufmunternd, „da kannst du ihm doch auch alles besser erklären."

Conrad sagte finster: „Ich traue mir doch zu, allerlei von Pferden zu verstehen, und ich weiß nicht, warum der Wallach nicht gut sein soll..."

„Du kannst ihn ja morgen versuchen, Conrad, vielleicht gelingt dir ein Wunder. Sonst werden wir für ein Reitpferd sorgen, — wir verkaufen das zweite Paar Kutschpferde, das ist schon lange geplant. Heute wäre es mir allerdings auch lieber, du fäßest hier oben neben mir." Sie lächelte ihn an. Ihr hartes Gesicht bekam dabei den Ausdruck gutmütiger Überlegenheit.

„Meinetwegen!" brummte Conrad, und stieg auf. Christa kletterte in den Wagen hinter den beiden; im letzten Augenblick kam Sophie hastig aus dem Hause, eingeknöpft in ihren zu engen schwarzen Mantel, mit einer ledernen Autokappe auf dem Kopf. Sie nahm Platz neben Christa. Als die Pferde anzogen, hob Conrad unwillkürlich die Augen zum Hause empor und erblickte am Eckfenster die Mutter, die dort stand und mit vorgerecktem Kopf nach dem Wagen spähte. Grüßend hob er die Hand; doch da war sie verschwunden.

Conrad glaubte einen schnaubenden Ton hinter sich zu hören, ein kurzes unterdrücktes Lachen von Sophie. Er wandte sich um, aber sein Blick begegnete nur ihren aus der Umrahmung der Lederkappe hervorblitzenden Augengläsern. Sie lächelte nicht einmal. Christa sah ihn schüchtern und sehnsüchtig an. Conrad wandte sich wieder nach vorn und unterdrückte den Wunsch, Sophie hier neben Johanne zu sehen, sich selbst aber an der Seite von Christa.

„Wer wohnt denn jetzt im Inspektorhause?" fragte er etwas mißlaunig, während der Wagen zum Hoftor hinausrasselte.

„Niemand," antwortete Johanne, und sah von der Seite flüchtig prüfend nach ihm, der das freundlich grün umrankte Haus mit den geschlossenen Läden musterte. „Unten hat Sophie ihre Arbeitsstube, sonst steht es leer. Ja, es ist freilich eine fast sündhafte Raumverschwendung. Wir hatten schon gedacht..."

„Was hattet Ihr gedacht?"

„Ach, nichts besonderes. Man könnte Balten aufnehmen. Was meinst du?"

„Wozu?" fragte Conrad, maßlos erstaunt, — „über kurz oder lang werde ich doch wieder einen Inspektor hineinsetzen."

„Du wirst was...?"

„Einen Inspektor nehmen. Ich werde doch nicht ohne Inspektor wirtschaften!" Hier bekam er einen ziemlich derben Stoß in den Rücken, und Sophie rief ihm ins Ohr: „Paß doch auf, Conrad! Das Pastorat, Conrad! Na, nun ist es zu spät..."

Herumfahrend, sah Conrad gerade noch eine Hand aus einem Fenster des langgestreckten niedrigen Pfarrhauses winken. Sophie, zurückgewandt, als sei sie durch eine besondere Einrichtung des Hüftgelenkes befähigt, den Oberkörper zu drehen, ohne sich im Sitz zu verändern, bewegte ihre kurzen, von schwarzen Stoffhandschuhen überzogenen Hände leidenschaftlich in der Luft. Christa saß still und lächelte Conrad süß und vertraut an, als habe sie auf sein Umwenden gewartet. „Auf dem Rückweg," sagte er, ganz beklommen vor Glück, „auf dem Rückweg ist ja immer noch Zeit."

„Das war aber eine Enttäuschung für den alten Herrn, daß du nicht hingesehen hast!" schrie Sophie vorwurfsvoll und sehr laut, um die Räder zu übertönen, die über das Dorfpflaster rasselten.

„Dio mio, er wird's überleben, denk' ich, – was meinst du?" brummte Conrad und sah Johanne an, die früher nie abgeneigt gewesen war, sich mit über Sophiens Bereitschaft, Lanzen für den alten Hoffmann zu brechen, zu freuen. Aber Johanne sah auf die Pferdeköpfe; ihre Brauen waren

zusammengezogen, als sei ein Widerspruch dort erstarrt.

Einen Inspektor? dachte Conrad, und setzte sich wieder zurecht. Natürlich werde ich einen Inspektor nehmen! – Auf einmal hatte er nicht übel Lust, sich zu zanken. Was dachten sich diese beiden Damen eigentlich? – Über die Schulter zurück suchte er Christas Blick, ihr Einverständnis mit seinen Gedanken. Und wunderbar, – sie schien wirklich um diese Gedanken zu wissen! Sie hob den Finger und berührte ihre Lippen; ihre Augen waren zärtlich, die Gebärde voll heimlicher Warnung. Betroffen wandte er sich ab.

Der Wagen sprang vom Pflaster der Dorfstraße auf den sanfteren Grund eines Feldweges. Die Pferde trabten gemächlicher. „Die Steinwiese!" sagte Conrad voll Staunen. Denn hier, rechts des Weges, war nicht mehr der unebene Anger mit dem flachen Weiher in seiner Mitte, dieses von Feldsteinen übersäte Stück Unland, auf dem die Gänse des Dorfes zu grasen pflegten! Aufgeteilt in viele kleine Ackerstücke, war jetzt Kartoffelland hier, zum Teil schon abgeerntet und gepflügt. Auf manchen Stellen waren Frauen und Kinder noch bei der Ernte.

„Der Teich, – es waren immer Salamander darin ..."

„Ja, die ließen sich nicht braten, und wir mußten in den letzten Jahren leider manches ausschließlich von diesem Standpunkt aus ansehen." Johanne ermunterte die Pferde, die in Schritt verfallen waren, zu einer schnelleren Gangart. „Den Teich haben wir trockengelegt, er war ja schon von selbst am Versanden. So haben doch zehn Familien Anteile bekommen können."

„Es scheint euch nicht gerade an Arbeitskräften gefehlt zu haben."

„Wir haben die Kinder herangezogen. Du glaubst nicht, wie das geschafft hat." Johanne wies mit der Peitsche auf einen großen Feldsteinhaufen am Wege. „Ja, und, mein Gott, – die Leute wußten doch, es war zu ihrem eigenen Vorteil ..."

„Und die Gänse?"

Sophie, die sich vorgebeugt hatte, um zuzuhören, klopfte ihn auf den Rücken und rief eifrig: „Die werden jetzt nach dem Gutsteich getrieben, ja wohl, das haben wir erlaubt! Und jeder Besitzer liefert uns dafür jährlich eine Gans; seitdem halten wir selbst gar keine mehr. Ausgezeichnet, – sehr praktisch, nicht wahr?!"

„Das freut dich wohl?" fragte Conrad zurück, halb erstaunt und lächelnd, wobei er wieder Christas Lächeln begegnete. Er war diesmal rückhaltslos entzückt. Er blieb mit den Augen an ihrem Gesicht

hängen, während Sophie ihm ins Ohr rief: „Na, wie soll ich nicht? Denk doch nur mal an ..."

Eine rechnerische Aufstellung folgte. Ehe sie abgeschlossen war, wandte sich Conrad, immer noch lächelnd, wieder nach vorn. „Sag mal, Sophie hat wohl auch das Federvieh unter sich?" fragte er, halb zerstreut.

Johanne schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie langsam: „Das nicht. Nur die Geldsachen." Nach einer Weile setzte sie hinzu: „Das Geflügel hat jetzt Maria neben der Küche übernommen. Früher hatte es Christa. Jetzt hat Christa den Garten."

„Den Garten? Aber das weiß ich ja noch gar nicht. Christa, du hast den Garten unter dir?"

„Ja, Conrad, – da ich doch die Ausbildung einmal hatte. Und Breysig ist nun zu alt, der liegt immer zu Bett oder sitzt in der Sonne. Ja, – ich habe die Blumen und auch die Bienen ..."

Die letzten Worte, zögernd gesprochen, wie eine Erklärung des Herzens, beglückten Conrad unendlich. Als Johanne jetzt die Pferde zum Stehen brachte und begann, sich über die Fruchtfolge auf den zu beiden Seiten des Weges gelegenen Schlägen auszulassen, begegnete sie seinem verlorenen seligen Blick, stutzte und sprach dann selbst lächelnd still weiter, freundlich, aber plötzlich sehr beiläufig. Er bemerkte es, zog die Brauen zusammen und

stellte finster ein paar sachliche Fragen. Warum man es nicht mit Gründüngung versuche, wenn es an Kali mangle? Und warum er keine Kornmieten sähe, – das müsse ihn wundern... Johanne antwortete sogleich sehr geduldig. Hier sei nun einmal der unzureichende Vorrat an künstlichem Dünger auf einmal verwandt und einige Felder ausschließlich damit behandelt. Anderswo habe man ebenso ausschließlich Stalldung gestreut oder Grünzeug untergepflügt. Was die Mieten beträfe, so würde er auf der Rückfahrt schon sehen, – ja, das sei eine kleine Überraschung für ihn. Die Pferde zogen wieder an.

„Habt ihr Feldscheunen gebaut?" fragte Conrad begierig.

Johanne lächelte geheimnisvoll, ohne zu antworten.

„Jetzt bin ich aber wirklich auf das gespannt, was Mutter bei Tisch die ‚Darlegung der wirtschaftlichen Lage' nannte!" sagte Conrad, der sich, so gut es ging, seitlich gesetzt hatte, um Christa ansehen zu können.

„Das ist aber gar nicht so ohne weiteres von heute auf morgen möglich," äußerte Sophie sich schnell und streng. „Mutter denkt sich das so. Da hättest du deine Ankunft wirklich ein paar Wochen vorher anmelden müssen!"

„Nun ja, nun ja, es ist mir auch nicht so darum zu tun." Conrad, den mit dem Durchbruch der Sonne durch die ziehenden blaugrauen Wolken unversehens eine prächtige Laune überkommen hatte, lachte Christa zufrieden in die Augen. „Die Hauptsache ist doch das Land. Und damit steht es doch unvergleichlich. Ach, weißt du, – laß mich jetzt fahren!" Er fand es plötzlich doch besser, Christa nicht zu sehn, da er sie denn nicht anrühren konnte. Johanne ließ ihm mit leisem Zögern die Zügel. Die Pferde spürten die fremde Hand und zogen scharf an. Auf einmal vergaß Conrad alles außer dem Grund und Boden, mit dem er, wie es schien, jetzt erst richtig in Fühlung kam. Ungewollt gaben seine Hände den Eigenheiten des Weges nach, er hatte jede kleine Steigung noch im Gefühl. Und während er nun seine Blicke mit voller Sammlung über das Gelände gehen ließ, hörte er aufmerksam auf die ruhige Stimme der Schwester, folgte ihrer deutenden Hand und merkte dies und jenes in seinem Gedächtnis an. „Ihr habt bauen lassen!" sagte er überrascht, als das Kieferngehölz durchfahren war, das die Schäferei bis zuletzt den Augen verdeckt hatte. Der grasige Platz, vom langen niederen Schafstall gegen den Wald zu begrenzt, lag im schrägen Spätnachmittagsschein vor ihnen. Trog und Pfahl des alten Ziehbrunnens ragten in-

mitten, und drüben unter der vom Oktober vergoldeten Linde raste der Wachhund an seiner Kette. Unter dem Strohdach des Schafmeisterhauses glühte es noch von Geranien und hängender Kresse: das alles war wie einst. Neu war das rote Ziegelgebäude, das, langgestreckt und nicht höher wie der Stall, den Platz nun gegen den Teich zu abschloß.

Johanne nahm Conrad die Zügel ab. „Ich bleibe sitzen. Sophie wird dir zeigen. Nun, die Herde ist draußen, aber die ist jetzt eben auch nicht die Hauptsache."

Jawohl, sie hatten gebaut. Sophie erklärte, während sie eilfertig neben seinen langen ruhigen Schritten einherschob. Christa ging an seiner Rechten, und ihre Schulter streifte zuweilen seinen Arm. Schon 1914 war hier Grund ausgehoben worden, um das Altenteil für die Brömseschwestern zu errichten. Sophie schnaufte kurz und trocken durch die Nase, ein Zeichen dafür, daß sie mit Ironie sprach. Damals war ja nun allerhand dazwischengekommen... Allerhand sagte sie grimmig belustigt, wie es schien. Dann waren aber Jahre gekommen, die dem Landwirt günstiger waren als anderen Ständen. Freilich, nicht alle Güter waren derart verwaltet, daß sie von dieser Lage Gebrauch hatten machen können. Güter gab es, auf denen saßen Hühner von Frauen mit Gelbschnäbeln als

Verwaltern. Oder aber mit Schurken als Beratern! Da seien Dinge geschehen, – mehr als gotteslästerlich! Und nicht alle Güter, die Einnahmen hatten, hatten diese Einnahmen, – oder doch Teile, große Teile von ihnen –, dem Gemeinwohl zugewandt. Dies aber sei auf Brömseshof geschehen, und hier, – sie blieb stehen und machte eine vorstellende Geste zwischen Conrad und dem neuen Hause –, hier sei das Ergebnis. Conrad, der in diesem Augenblick unwillkürlich den Hut abgenommen hatte, weil ihm heiß war, mußte lächeln, aber weniger weil er selbst empfand, daß seine Gebärde einer Begrüßung glich, sondern weil er fühlte, daß Christa diese Beobachtung machte und dem Lachen nahe war. Sophie bemerkte es nicht; sie sah auf das Haus, verliebt, soweit dieser Ausdruck ihren Zügen möglich war. Jetzt vernahm Conrad das gleichmäßige auf und ab schwellende Surren, das aus dem Hause drang, als arbeite dort ein emsiger Motor. „Die Spinnräder!" sagte Christa.

Das Haus hatte zwei Türen, an jedem Ende eine, rechts und links davon je ein Fenster, und in der Mitte eine Reihe von vier solchen Fenstern mit spiegelnden Scheiben und Blumentöpfen davor. Hinter diesen befand sich in der Mitte des Hauses der Arbeitsraum. An den Gängen zu seinen beiden Seiten lagen die Kammern, in denen die Frauen

zu zweien wohnten. Denn, so sagte Sophie, jetzt beim Betreten des linken Ganges wieder sarkastisch schnaufend, das Haus sei nun allerdings ein Altenteil, sei ein Spital, wenn auch nicht gerade das geplante für Johanne und sie! Vielmehr seien hier acht Altchen, – sie sagte Altchen, – vom Dorf untergebracht, Mütter, denen die Söhne gefallen seien, und andere verlassene Personen, die sonst kein Auskommen hätten. Sie öffnete die erste Tür zur Linken und zeigte die mit zwei Betten und einfachen Geräten ausgestattete Kammer. Ganz ohne Übergang sagte sie salbungsvoll: „Siehe, eine Hütte Gottes bei den Menschen!" wies auf eine hölzerne Tafel an der Wand, die in Brandmalerei diesen Spruch trug, und schloß die Tür wieder, ehe noch Conrad den bösen Gedanken, daß es in Gottes Hütten eigentlich bessere Luft geben müsse, zu Ende hatte denken können. Er war übrigens verwirrt, ratlos und fühlte sich überrumpelt. Während er im Arbeitsraum die alten Frauen begrüßte und Wohlwollen zur Schau trug, stellte er innerlich zornig fest, daß die Abmachungen von 1914 in gewisser Weise umgestoßen worden seien: hierher, wo nun eine Art Armenhaus stand, würden Sophie und Johanne natürlich nicht ziehen, hier würden sie sich nicht das hübsche kleine Haus hinbauen, das damals geplant gewesen war. Wohin aber sonst?

„Jawohl, Mutter Munk, ich bin wieder da, – sie haben mich nicht totgeschossen, keine Spur ...!"

Aber was wollte die Frau eigentlich? Er blickte hinunter in das Antlitz der Uralten, die neben dem Kachelofen in einem Korbstuhl saß. Aus dem blaugewürfelten Bettkissen, das sie ihr in den Rücken gestopft hatten, hob sich dies braune, breite und verwitterte Antlitz in der Umrahmung eines gelben Kopftuches zu ihm empor, wie das Rund einer vertrockneten Sonnenblume. Der zahnlose Mund verzog sich, – dies stellte ein Lächeln dar, kein Zweifel. Und indem die Greisin mühsam die eine ihrer um beide Stuhllehnen geklammerten Hände losrang und mit fuchtelndem Zeigefinger eine schalkhafte Gebärde wenigstens andeutete, lallte es zwischen den zitternden Kiefern: „Ja, ja, – unsereins, der kommt jeden Tag eine Spanne näher zum Gottesacker! Aber was der Herr Brömse ist, – unserm Herrn Brömse sein Bruder –, ja, ja, der wird alle Tage jünger! Dunner, ja!"

„Das ist ja gar nicht Herrn Brömse sein Bruder! Das ist ja unser junger Herr Siere!" Die Schafmeistersfrau, die das Amt einer Hausmutter hatte, schrie es der Alten ins Ohr, ohne mehr zu erreichen, als daß der knotige Zeigefinger energisch hin und her geschwenkt wurde: „Immer jünger! Ach was, immer jünger!"

Conrad wandte sich unbehaglich ab. Daß er „der junge Herr" war, würde den Leuten wohl nicht abzugewöhnen sein, ehe nicht, – nun ja... Er bezwang sich, lächelte, ergriff eine der kühlen greisen Hände nach der anderen, bewunderte den Webstuhl, machte einen Scherz über die fehlenden Mannsleute und ergriff die Türklinke. Als sie wieder ins Freie traten, atmete er tief auf. Der zwischen ängstlich fest geschlossenen Fenstern stehende Dunst von alten Menschen, alten Kleidern, von Wolle, Flachs und irgendeiner Kohlspeise, die es zu Mittag gegeben haben mochte, – das mußte hinaus aus den Lungen, – so! Christa lachte: „Du hast recht – ah!"

„Das ist doch nicht übel drüben," meinte Conrad nachdenklich, „da setzt man so alte Leute einfach hinaus an die Sonne. Na, das ist freilich eine andere Sonne!" Er blickte nach Westen, wo das Gestirn jetzt rotfeurig sank. Die Wacholder im offenen Brachlande davor standen, schwarzglühende Säulen, in einer goldenen Staubwolke wallte von ferne die Herde heran. „Es ist die gleiche, aber sie wärmt hier nicht...," murmelte Conrad, und suchte in den Taschen nach seinem Feuerzeug, um die kurze Pfeife in Brand zu setzen.

„Da drüben geschieht wohl überhaupt nicht viel für soziale Wohlfahrt?" ließ sich Sophie mit etwas scharfer Stimme vernehmen.

„Sag, ist es nicht fein, was Sophie da geschaffen hat?" fragte Christa hastig, und berührte seinen Arm mit sanftem Druck.

„Aber vorzüglich, ganz großartig! Ich frage mich nur, woher ihr die Zeit, woher ihr das Geld zur Ausführung solcher Pläne genommen habt ..."

Sophie überhörte das Lob, das zu spät kam. „Das ist der Katholizismus," sagte sie mürrisch, „da ist ja nun auch gar nichts anderes zu erwarten. Der überläßt es der Sonne, und seine Pfarrer stehen bunt wie die Papageien vor dem Altar und machen Theater. Na, in den Staaten, da ist es natürlich auch anders." Sie blickte streitlustig über die Schulter zurück, aber es kam keine Antwort von Conrad. Er hatte Christas Arm durch seinen gezogen, und die beiden gingen ganz still, ganz in die gegenseitige Nähe vertieft. „Und was die Zeit und das Geld betrifft, da laß dir nur sagen: wo die richtige Liebe ist, da findet sich alles; und wenn Johanne und ich nur früher freie Hand gehabt hätten, da hätte wohl Pastor Hoffmann auch früher willigere Werkzeuge für Gottes Absichten hier gefunden ..."

„Nun, nun, Sophie!" Johanne blickte mit leise mahnendem Kopfschütteln vom Bock herunter, denn jetzt stand man am Wagen.

„Ach was, verliebten Leuten kann man alles sagen, sie hören doch nicht hin, leider!" Sophie er-

kletterte mit forschen Bewegungen den Platz an der Seite der Schwester. „Und du steig nur hinten ein und sitz neben Christa, Conrad, sonst hast du das Gesicht doch wieder die ganze Zeit im Rücken." Nach einigen Minuten wandte sie sich nach ihm um und zeigte etwas wie ein versöhnliches Lächeln: „Na, ist ja auch alles in Ordnung, wie? Soll ja gar nicht anders sein! Na also!"

Conrad blickte mit finsterer Stirn über sie hinweg. Er fühlte in der Tat keinen anderen Wunsch als den, mit Christa allein zu sein. Selbst die neue steinerne Feldscheune am Eingang des Dorfes, in das sie von einer anderen Seite her als vorhin einfuhren, entlockte ihm nur zerstreute und künstliche Teilnahme.

Indessen war die Zeit bis zum Abend noch lang und in Conrad wuchs ein ihm bisher unbekannter stiller Groll gegen seine Familie, eine sonderbare Verzweiflung darüber, auf einmal nicht mehr allein unter gleichgültigen Fremden in einem Hause zu wohnen. Immerhin beherrschte er dies rebellische Gefühl einstweilen noch gut, und gestand es sich selbst kaum zu. Er nahm in leidlicher Haltung an dem gemeinsamen Nachmittagsimbiß teil und antwortete munter und eingehend auf die Fragen der Mutter über seine Eindrücke vom Stande der Wirt-

schaft. Dabei unterdrückte er ganz bewußt allerlei Bemerkungen, die er eigentlich für wichtig hielt: wichtiger als alles andere war jetzt eben das sanft schimmernde Antlitz von Christa ihm gegenüber und die gelassenen Bewegungen ihrer Hände, mit denen sie auch jetzt Jonathan bediente. Es gelang ihm, einen kurzen Gang durch den Garten mit ihr zu machen, ehe die anderen sich zur Abendpromenade auf dem Pflasterweg zusammenfanden. Sie gingen nebeneinander hastig den breiten Mittelweg zwischen den mit Buchs eingefaßten Rabatten hinauf und bogen oben am Zaun bei der Laube nach links ab. Hier waren sie durch das Dickicht der Beerensträucher gedeckt. Sie ergriffen einander bei den Händen und gingen nun langsam durch den süßen, modrigen Herbstduft.

„Blühen denn noch Veilchen?" fragte Conrad, tief atmend.

„Viele ..." Christa bückte sich und suchte zwischen dem Efeu am Zaun. „Warte!" Sie befestigte ihm ein Büschel im Aufschlag seiner Joppe. „Wie groß du bist!" murmelte sie befangen, ohne ihn anzublicken.

„Größer als früher?" lächelte er.

„Ich glaube ..."

Sie legte die Hände auf seine Schultern, von ihm umfaßt hob sie nun auch die Augen zu ihm.

Da brach der Hund durchs Gesträuch und nah, ganz nah rief plötzlich Martha: „Wo steckt Ihr denn, Ihr beiden Ausreißer!"

Auch dieser Spaziergang nahm ein Ende. Daß zum Abendbrot Pastor Hoffmann mit seiner Frau und Verwandte von Christa aus der Nachbarschaft erwartet wurden, war im Grunde erfreulich, dachte Conrad, als er dann eine Stunde vor Tisch über den Flur ging, um Peter Brömse zu begrüßen. Der Abend würde schneller hingehen, wenn die Familie nicht ganz unter sich war. Der Alte schien übrigens heute einen lichteren Tag zu haben als gestern. Zwar beschränkte er seine Antworten oder Rückäußerungen auf Conrads Unterhaltungsversuche auf einige unverständlich geknurrte und gebrummte Töne, doch klang dies Wenige wesentlich behaglicher, als sein Begrüßungsgemecker am vorigen Abend, und der Blick, mit dem er den heimgekehrten Neffen musterte, schien eher von nagendem Kummer beschwert, als boshaft. Als nun Martha das Schachbrett mit den aufgestellten Figuren zwischen die beiden setzte, rückte der Onkel sich sogar mit sichtlichem Vergnügen in seinem Sessel zurecht und die zitternden Hände brachten so sichere Züge zuwege, daß es Conrad nicht einmal schwer fiel, sich besiegen zu lassen, wozu er von Anfang an entschlossen gewesen war. Dieser Sieg nun setzte der guten Laune

des Alten die Krone auf. Er brach das Schweigen, mit dem er die ganze Zeit über dem Schachbrett gebrütet hatte, ließ jenes hohe zwischen Hüsteln und Kichern schwankende Gelächter vernehmen und triumphierte: „Nein, nein, – so leicht ist Vater Peter nicht matt zu kriegen, – o nein!"

„Na, darum keine Feindschaft weiter!" sagte Conrad gemütlich und half ihm zu der Pfeife, nach der er suchte. Während er etwas ungeduldig zusah, wie der alte Mann sich über und über mit Tabak bestreute, – er hatte eigensinnig darauf bestanden, selbst zu stopfen –, und sich dann vorneigte um ihm Feuer zu geben, zog es ihn unwiderstehlich den Kopf zu wenden. Er spähte aus dem Lichtkreis der Lampe in das Dunkel neben der Tür: ja, dort stand jemand, der lautlos eingetreten sein mußte. Es war die Mutter. Sie rührte sich nicht und blickte still hinüber auf die beiden Männer. Jetzt atmete sie tief, es klang wie ein Seufzer. „Ich will dich holen, Conrad," sagte sie, – „der Pastor ist da."

Im Verlauf des Abends, der sich schlecht und recht hinschleppte, genau so, wie Conrad derartige Abende mit ihrem Aufwand von vorzüglichen Bratkartoffeln, Eiern, Schinken und dünnem Tee von früher her in der Erinnerung standen, überkam den Heimgekehrten eine Einsicht und zwar die, daß die Menschen auf Brömseshof nicht so sehr sich ver-

ändert hatten, wie es ihm zu Anfang geschienen, als daß er selber neue Augen bekommen hatte und alles anders sah. Dies mochte ihm gerade im Rahmen einer solchen seit seiner Kindheit in unveränderten Formen geübten Geselligkeit am deutlichsten klar werden. Unwillkürlich dachte er an das eben verlassene Schachbrett: hier fand sich auch eine Figur nach der anderen ein um ihren von jeher bestimmten Platz einzunehmen, von dem aus sie ihre schon fast gesetzmäßig gewordenen Züge unternahm. Nur er selbst, – was war es nur, – er war nicht imstande, sich in das Spiel dort einzuordnen, wo früher seine Stelle gewesen war. Jetzt, nach dem Essen, da man in der sogenannten „grünen Stube" um den runden Mahagonitisch herumsaß, die alten Damen in dem hochlehnigen Sofa unter dem stockfleckigen Stich nach der Sixtinischen Madonna, die anderen im Kreise auf den steifen Stühlen ringsum, alle handarbeitend, als gälte es, nur ja keine Minute kostbarer Lebenszeit im Gespräch allein zu vergeuden, die wenigen Männer bescheiden rauchend und nicht eben glücklich aussehend dazwischen, – da wurde es ihm plötzlich klar, daß er hier saß wie ein zufällig hereingeschneiter Fremder, ein wenig abseits und beobachtend und keineswegs mit dem Gefühl der Zugehörigkeit. Er erblickte Christas Verwandte, den alten Roland von Damm mit seiner

Frau und seiner ältlichen Tochter, die er alle drei doch von jeher kannte, wie Vertreter einer kaum noch für möglich gehaltenen ausgestorbenen Menschenklasse, und die genießerische Sentimentalität, mit der sich diese Familie über alle unerfreulichen Ereignisse hermachte, berührte ihn fast grausig, wie das Treiben von Aasgeiern. Indessen sah er mit Staunen auf Pastor Hoffmann, der ihm früher eben nur der Pastor gewesen war, eine sakrale Person, was bei Begegnungen des täglichen Lebens wenig mehr bedeutete als den zufällig losgelösten Innenkörper eines Talars, der dem Jungen durch die leidenschaftlichen Huldigungen der Schwestern, – Johanne war die einzige, die ihre Verehrung für den alten Herrn maßvoll zur Schau trug, – von vornherein in eine leise komische Beleuchtung gerückt war. Das war ja aber ein Mensch, – ein Mann, der kein Wort aussprach, das nicht seinem Gegenstand angemessen war, ob es sich um den Fehltritt der Dammschen Mamsell handelte oder um die neue Regierung. Freilich war alles, was er sprach, seltsam abschließend ausgedrückt, von einem Standpunkte aus gesehen, wo auf einen erfrischenden Wortkampf kein Wert mehr gelegt ward. Conrad stieß einen ungeduldigen Seufzer aus, räusperte sich aber sogleich, erschrocken über sich selbst, und ließ den Blick über alle Anwesenden schweifen. Dabei

stellte er mit sonderbarer Befriedigung fest, daß Christa gleich ihm ein wenig außerhalb des Kreises saß und jetzt, magisch angezogen, den Kopf zu ihm wandte. Conrad, im Bewußtsein, daß Frau von Damm sie vom Sofa aus beobachtete, senkte den Kopf und lächelte, an seiner Zigarre saugend, vor sich hin. Als er nach kurzem vorsichtig wieder umherblickte, sah er außer Christa noch einen Dritten still vor sich hinlächeln: Jonathan, der auch für sich saß und eine schwarze Katze streichelte, die schnurrend auf seinen Knien lag.

„Wie hast du wohl in den letzten Jahren deine Abende verbracht, Conrad?" fragte Frau von Damm jetzt im Tone wissender Wehmut.

„Na, jedenfalls nicht immer so trocken!" Conrad, in dem eben noch seltsam visionär die Vorstellung von sternhellen Nächten erstanden war, die er einsam im Freien verbracht hatte, um die Qual und Unruhe des Heimwehs reitend loszuwerden, blickte herausfordernd hinüber.

„In Mexiko gilt das Alkoholverbot wohl nicht?" fragte Maria in das folgende Schweigen hinein und ließ die Stricknadeln klirren.

„Nein, liebe Schwester, und hier, soviel ich weiß, auch nicht. Könnte ich nicht einmal den Weinkellerschlüssel bekommen?"

„Was?" fragte Sophie fassungslos.

„Den Weinkellerschlüssel! Er will den Weinkellerschlüssel..." Maria und Martha sprachen aufgeregt durcheinander.

„Nein!" Sophie klopfte mit der Faust auf den Tisch; entschieden vergaß sie sich völlig.

„Doch, – aber Sophie!" mahnte leise Johanne.

„So gib ihm doch den Weinkellerschlüssel!" sagte Frau Siere mit Empörung im Ton, „wenn es eine Gelegenheit gibt, so ist es doch diese!"

Auf einmal lag ein Schlüsselbund in Conrads Hand, hervorgezaubert aus Sophiens Strickbeutel: „Ich gehe aber mit!" Mit einem letzten Versuch zur Selbstbehauptung arbeitete sie sich aus ihrer Ecke hervor.

„Schon gut, bemüh' dich nicht, bitte! Meine Frau kommt mit. Christa, willst du so gut sein..."

Als er nach einer Weile wieder eintrat, trug er zwei Flaschen Margaux und Christa ein Brett mit Gläsern.

„Ich hoffe, er hat die richtige Temperatur," – er schenkte bedächtig und heiter ein.

„Mir nicht, bitte!" sagte Sophie scharf. „Mir auch nicht!" schüchtern Martha.

„Es war noch heißes Wasser in der Küche, da haben wir ihn gleich angewärmt. Nun, was meinen Sie, Herr Pastor?"

„Ausgezeichnet!" lobte Hoffmann.

„Wir sprachen eben davon, daß wir uns das in den letzten Jahren so ganz abgewöhnt haben," sagte Frau Siere wie zur Entschuldigung von Sophie, „aber es ist ja wahr, warum hat man ihn, wenn niemand ihn trinkt. Ja, wo kein Herr im Hause ist ..." Sie trank, kostend, in kleinen Schlucken. „Den hatte Onkel Peter immer so gern ..."

„Jedenfalls liegen noch ganz hübsche Vorräte da unten, die wollen wir doch nicht verkommen lassen," sagte Conrad behaglich und überhörte Sophies höhnisches Schnaufen: „Doch gut, daß du wieder da bist und nach dem Rechten sehen kannst!"

„Jawohl, jawohl doch, liebe Schwester! Und darauf wollen wir anstoßen!" –

Eine Stunde später saß er auf Christas Bettrand. Die Gaststube war ihnen gemeinsam eingeräumt worden, – bis auf weiteres –, da sich der Einrichtung der ihnen zugedachten Zimmer nach Sophies und Marias Meinung einstweilen verschiedene wirtschaftliche Schwierigkeiten entgegengestellt hatten. Aus vertraulichem Geplauder glitten sie sacht und glückselig in immer holdere Nähe hinein, ohne es selbst zu bemerken. Süß und natürlich tat Knospe um Knospe sich auf.

„Du, und dann hatten sie sich ausgedacht, wir sollten ins Inspektorhaus ziehen und dort wohnen,"

sagte Christa plötzlich nach einer stummen versunkenen Pause. Conrad richtete sich so jäh auf, daß ihre um seinen Nacken verschlungenen Hände sich lösten.

„Wir sollten... Ich? Na, diese Weiber sind doch des Deubels! Aber sie sollen was erleben!"

Er starrte eine Weile mit erbittert gerunzelten Brauen ins Licht. Dann sah er wieder Christa in die Augen und lachte. „Jetzt jedenfalls, – jetzt bin ich zu Hause..."

Und er löschte das Licht. –

„Warum verreist Ihr eigentlich nicht ein wenig?" fragte Jonathan an einem der nächsten Tage. Er fragte sanft und beiläufig, während er die Hände auf den Tasten des Flügels ruhen ließ. Er machte eine Pause in seinem Spiel, fragte und spielte dann weiter. Conrad aber hatte aufgeblickt und Christa angesehen, wie von einem erleuchtenden Einfall berührt. Warum war er nicht selbst darauf gekommen, und wie konnte der blinde Bruder von seiner, Conrads, inneren Ungeduld, von seiner verzweifelten Sehnsucht, einmal allein mit Christa zu leben, wissen? Hatte er sich nicht schon auf dem Gedanken ertappt, auf dem heimlichen Wunsch, doch das leere Verwalterhaus zu beziehen, – natürlich

nur für kurze Zeit, nur bis ihm wirklich seine Rechte als Hausherr hier eingeräumt waren –, diese Rechte, an denen er nie in seinem Leben gezweifelt hatte? Genügte es denn, Sophies und Marias Anzüglichkeiten zu hören, Bemerkungen, die das Thema Flitterwochen bei jeder Gelegenheit variierten, um ein Bild von seiner und Christas Stimmung zu bekommen? Aber freilich, es mußte wohl genügt haben ...

„Warum, – ja, warum verreisen wir nicht einfach, Christa?" hatte Conrad wiederholt, und Christa hatte beseligt geflüstert: „Eine Hochzeitsreise! Jetzt noch! Wie herrlich, Conrad!"

So war es gekommen, daß Conrad nachmittags im Familienkreise Mitteilung von diesem Plan gemacht hatte, ruhig und sicher und ohne seine Ausführung auch nur im geringsten in Frage zu stellen. Der Widerstand, den er mehr oder weniger streitlustig erwartete, blieb aber aus. Zwar hatte Frau Siere ausgesprochen erschrocken zu Sophie hinübergespäht und hatte Atem geschöpft, als beabsichtige sie, sogleich etwas zu seiner Unterstützung vorzubringen. Zwar hatte Johanne mit einem Blick auf Christa die Brauen gehoben, auch erschrocken, aber anders erschrocken wie die Mutter, und Maria hatte den Mund verzogen und über ihrer Häkelei kurz mit dem Kopf genickt, als bestätigten peinliche

Erwartungen sich. Doch hatte Sophie, von deren Entscheidung es ja scheinbar abhing, ob der Plan gutzuheißen oder als unzeitgemäß und exzentrisch zu betrachten sei, nur stark mit der Brille gefunkelt, hatte nicht ganz unfreundlich: „Hm ..." gebrummt und mit den kurzen Fingern auf der grünen Tischdecke getrommelt.

„Du scheinst also anzunehmen," sagte sie, „daß du in der Lage bist, dir das zu leisten."

Conrad war aufgefahren. Allerdings, hatte er ausgerufen, nähme er das an, müsse es annehmen nach dem gehobenen Zustand, in dem er das Gut vorgefunden! Wenn man es ihm aber verdenken wollte, daß er sich nach den Jahren, die hinter ihm lägen, ein wenig gute Zeit gönnte, so sei er auch sehr wohl imstande, auf alle Beihilfe zu verzichten! Soviel habe er selbst, – er schlug sich auf die Hüfte, – doch im Beutel, und wäre das nicht der Fall, nun, so werde Christas Vermögen wohl zugänglich sein!

„So. Du bist also im Bilde darüber, wie vorsichtig deine Frau war ...?"

„Was soll das heißen?"

„Wir haben noch gar nicht von den dummen Geldgeschichten gesprochen," hatte Christa nun sanft und errötend erklärt, und während Sophie „Echt!" ausgerufen, und die Mutter, bestärkt

durch eine zustimmende Bewegung von Johanne, wenn schon mit bebender Stimme: „Christa hat damit richtig, ganz richtig gehandelt!" versichert hatte, war Conrad aufgesprungen und hatte mit Nachdruck eine Aufklärung über die Vermögenslage des Gutes gefordert, die ihm dann auch noch am gleichen Abend im Beisein der Mutter, Christas und Johannes durch Sophie an der Hand der Bücher und Dokumente geworden war.

Die Situation der Besitzer von Brömseshof war in der Tat augenblicklich so günstig, wie seit Jahrzehnten nicht. Durch eine glückliche Anpassung des Anbaus der Bodenerzeugnisse an die Bedürfnisse der Kriegsjahre waren Abschlüsse mit Städten und zeitweise auch mit der Heeresverwaltung zustandegekommen, die einen erhöhten Umsatz und einen ungewohnt starken Zustrom von Geld zur Folge hatten. Mit diesem Geld hatte Sophie alsbald auf geschickte Weise begonnen, zu spekulieren, wobei ihr die freundlichen Beziehungen zugute kamen, die sie, unbeschadet ihrer stramm nationalkirchlichen Einstellung, zu Herrn Goldacker, dem Getreideagenten und Bankier in der Kreisstadt unterhielt, und die schon vor dem Kriege bestanden hatten. Denn Sophie hatte Goldackers Börsenplaudereien immer zu schätzen gewußt. Ja, um das hier einzuschalten, Sophie hatte schon auf dem

Papier spekuliert, noch ehe Brömseshof einen Groschen mehr abwarf, als der tägliche Bedarf erforderte, so wie technische Genies ihre Maschinen im Kopfe bauen, ehe ihnen Material zur Verfügung steht, — so wie der Leutnant Bonaparte in seiner Garnison Schlachtenpläne entwarf. Goldacker nun war ein Charakter. Als die böse Zeit kam und mit ihr seine Beliebtheit auch auf den Gütern wuchs, wo er ehedem hatte antichambrieren müssen, da erinnerte er sich nachhaltigst der ihm auf Brömseshof von jeher angebotenen Polsterstühle und Gläschen Malaga. Eine alte kommerzielle Verbundenheit mit Peter Brömse kam wohl dazu. Kurz, Sophie bekam Tips von ihm, so frisch als sie sie nur wünschen konnte, und war den Besitzern der Umgegend immer eine Länge voraus, was die Kenntnis der Kurse betraf. Neuerdings kaufte sie fremde Geldsorten und hatte nur ein ungeduldiges Achselzucken für gewisse patriotische Skrupel ihrer Umgebung. Übrigens hatte ihr bis jetzt niemand ernstlich hineingeredet. Die einzige, die ein Recht dazu gehabt hätte, die Mutter nämlich, ließ ihr völlig freie Hand. Während der Auseinandersetzung mit Conrad war von ihrer Seite sogar der überraschende Satz gefallen: „Wir haben unsere mageren Jahre vor dem Kriege gehabt, es ist nicht mehr als gerecht, so wie es gekommen ist." Hierzu

hatte Sophie beiläufig: „Unberufen!" gemurmelt und einen schiefen Blick zum Fenster hinaus gen Himmel gesandt, fast als sei ihr der Gedanke, der liebe Gott könnte diese Anerkennung seines Waltens auf Brömseshof gehört haben, nicht ganz lieb.

Was nun Christas Vermögen, den Erlös vom Verkauf ihres kleinen väterlichen Gutes anging, so war er, ebenfalls dank Herrn Goldackers Gönnerschaft, günstig genug angelegt, und Goldacker wachte darüber. Christa jedoch, – das war nun zur Sprache gekommen, – hatte nicht zugeben wollen, daß ein Teil ihres Geldes mit im Gute arbeitete, nein, sie hatte eigensinnig darauf bestanden, Conrads Rückkehr abzuwarten, ehe darüber Beschlüsse gefaßt würden, selbst in den Jahren, als Conrads Rückkehr zweifelhaft schien.

„Ich dachte, es würde in deinem Sinn sein," sagte sie, als Sophie diese Feststellung in gekränktem Tonfall gemacht hatte, und der Schwägerin dabei ernst und sanft in die Augen gesehen, während sie unter dem Tisch nach Conrads Hand tastete. „Ich konnte ja nicht wissen, was Conrad vielleicht mit dem Geld vorhaben würde, und schließlich ist er doch mein Mann."

Die Mutter und Johanne nickten. „Natürlich," hatte Sophie mürrisch gesagt, „ihr könnt euch nun ja sogar irgendwo ankaufen ..."

Was sie damit wohl meine, hatte Conrad gefragt, selber erstaunt über die ruhig lauernde Kälte, mit der es ihm zu sprechen gelang. Darauf aber hatte Sophie nur ganz frisch und munter gefragt, was er also wohl auf der Reise zu brauchen gedenke? „Die Reise," hatte Conrad finster geantwortet, „bezahlen Christa und ich selbst. Und nach der Reise unterhalten wir uns weiter ..." Hiermit hatte er das Zimmer verlassen, hatte die Tür hinter sich so geschlossen, daß jeder hören konnte, sie war nun zu, und war pfeifend über den Flur hinüber zu Onkel Peter gegangen. –

Viele Tage später, unterwegs, erzählte ihm Christa von der Wirkung seines Benehmens. „Amerikanische Manieren," hätte Sophie hinter ihm drein gesagt und gelacht: „So ..." Christa schnaufte tonlos und kurz durch die Nase. „Nur daß es bei ihr klingt, als ob man auf einen trockenen Bowist getreten ist, – pff! der giftige Staub fliegt! –, und bei dir wie von einem jungen Fohlen, warm und feucht ..." Conrad liebkoste ihr mit der hohlen Hand das weiche Gesicht. „Aber Conrad! Johanne, die hat gar nichts gesagt, die sah vor sich hin und machte so ..." Christa preßte die Hände zusammen.

„Und Mutter?"

„Ach, Mutter, – ja, Mutter hat etwas geweint."

„Geweint?"

„Ja; sie sagte: Nun sind wir genau so weit wie vor dem Kriege!"

„Wie vor dem Kriege, – das verstehe ich nicht."

„Sie meint, – nun, sie meint wohl, wie nach deines Vaters Tode. Niemand weiß, wem das Gut eigentlich gehört..."

Conrad sah sie finster an. „Das ist doch alles ganz klar. Mutter hatte verzichtet, Johanne und Sophie wollten sich abfinden lassen, Onkel Peter, – mein Gott, Onkel Peter entmündigt man eben!"

„Ja, Conrad, ja. Mutter und Onkel Peter würden dir auch nicht im Wege stehen. Aber Sophie und Johanne, – die wollen nicht mehr. Ich muß es dir einmal sagen, du mußt doch klar sehen. Sophie und Johanne, die wollen nicht weg vom Hof." –

Es war nicht der erste Versuch Christas gewesen, mit Conrad über die Sachlage zu sprechen, und es blieb nicht der letzte, – alle aber verliefen gleichsam im Sande, denn Conrad pflegte dann zu verstummen und in Grübeln zu versinken. Vielleicht war ihm das Glück dieser Reise zu kostbar, um es durch Zukunftserwägungen zu stören. Manchmal fing er von selbst an, Pläne zu machen, welches von den Gütern aus der Umgegend von Brömseshof sie wohl wählen würden, wenn sie sich, – nun, gesetzt den Fall, sie wollten sich ankaufen... Aber regel-

mäßig brach er dann auflachend ab: „Ist ja Unsinn, alles! Darum werde ich das durchgemacht haben, was hinter mir liegt, um jetzt nicht einmal auf eigenem Boden zu wirtschaften! Denn, das machst du dir wohl klar, mit einer Klitsche begnüg ich mich nicht, und Pächter werde ich auch nicht! Und zu mehr reicht es nicht, das weiß ja Sophie auch ganz gut. Nein, – da geh ich eben wieder hinüber und baue mich in der Wildnis an ..."

„Das läßt Mutter nie zu!"

„Keine Angst, dazu kommt es auch nicht! So schnell werfe ich die Flinte doch nicht ins Korn!"

Sie waren durch zwei oder drei größere Städte gereist und waren durch die Straßen gezogen, wie Kinder über den Jahrmarkt. Conrad hatte die Zauberkraft der Dollarscheine entdeckt, die seinen ersparten Arbeitslohn der letzten Jahre bildeten; die ersten Gasthöfe und die vornehmsten Kaufstätten waren ihm nun gerade gut genug, und die Bedürfnisse paßten sich willig den unbegrenzt scheinenden Mitteln an. Nachdem er Christa und sich selbst mit allem ausgestattet hatte, was er für nötig und begehrenswert fand, – übrigens hielt sich alles durchaus im Rahmen ihrer ländlichen Lebensform, nur war es weitaus mehr den letzten und zweckmäßigsten Errungenschaften von Mode und Technik entsprechend, als es bisher auf Brömseshof

üblich gewesen war —, da begann er Geschenke zum Mitbringen einzukaufen.

„Conrad, du bist ein König," sagte Christa beseligt, als alle Schätze in dem neuen Koffer verpackt wurden, der schließlich dafür nötig geworden war, — „nein, nicht ein König —, aber du bist wirklich ein — Herr; ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, aber sparsame Männer sind keine Herren!"

„Selbstverständlich!" Conrad lächelte stolz und zufrieden. „Die sollen auch einsehen, daß sie gar nicht schlecht fahren werden, wenn ich die Zügel nun in die Hand nehme..."

In dieser Stimmung begann er alsbald großzügige Pläne für die Abfindung der Schwestern zu machen: wäre es denn nicht das Einfachste, Sophie und Johanne irgendwo anzusiedeln, ihnen zu einer Pachtung zu verhelfen, daß ihr, — wie er sich ausdrückte, — ins Kraut geschossener Tatendrang sich auch ferner auswirken könne? Natürlich müßte Maria mit den Kindern dann zu ihnen ziehen. Martha, — nun, deren Bleiben auf dem Hof hing von der Lebenszeit ab, die Peter Brömse noch zugeteilt war, — einmal würde sie dann ja in das Mutterhaus ihres Ordens zurückkehren.

„Du und ich, Mutter und Jonathan, ein Inspektor, eine Mamsell — so, dann hätten wir normale Verhältnisse, wie?"

Christa widersprach ihm nicht, aber sie sah ihn fast ängstlich an, wie einen Nachtwandler, den sie nicht zu wecken wagte. Oh, er habe sich alles sehr überlegt, er würde ganz vorsichtig, ganz diplomatisch vorgehen! Und daß vor dem Frühjahr nicht an eine Veränderung gedacht werden könnte, das wisse er auch. „Was meinst du," fügte er zögernd hinzu, „ob wir vielleicht nicht doch für den Winter ins Inspektorhaus ziehen? Ich meine fast, es wäre ganz gut, — man vermiede die täglichen Reibungen und hätte mehr Ruhe, zu verhandeln ..."

„Ja, — aber die Leute! Du bist der künftige Gutsherr. Sie würden sagen, du machst dich zu Sophies Inspektor!"

„Ja, die Leute und das Gerede! Freilich, wir sind ja in Deutschland ..."

„Ach, Conrad, — die Leute sind wohl überall gleich."

„Na, drüben hat keine Katze danach gekräht, was ich tat oder ließ."

„Da warst du auch nicht der Herr Siere von Brömseshof. Und Katzen krähen gar nicht!"

„Weißt du, was die Katzen in Mexiko tun?" —

Dem in dieser Unterhaltung ausgesprochenen Wunsch zum Trotz geriet Conrad bei der Heimkehr in kaum zu bändigenden Zorn, als er ihn ohne sein Zutun erfüllt sah. In Christas Befinden machten

sich die ersten Anzeichen eines veränderten Körperzustandes in peinlicher Weise bemerkbar. Sie sehnten sich plötzlich beide heftig nach Hause, da sie ohnehin länger unterwegs waren, als ursprünglich geplant, und trafen an einem sonnigen Nachmittag fröhlich auf der heimischen Bahnstation ein. Der Wagen, mit dem Sophie selbst das junge Paar abholte, – auf dem Bock saß Mischa, – hielt gleich bei der Toreinfahrt vor dem Inspektorhause. Über seiner bekränzten Tür prangte ein: Der Herr segne euren Eingang! und der Gesamtanblick des von buntem Weinlaub berankten Häuschens mit den weißen Gardinen hinter den blitzenden Fensterscheiben war freundlich genug.

„Eine kleine Überraschung. Ich denke, es wird euch recht sein!" sagte Sophie, indem sie hastig vom Wagen stieg. „Wir sehen ja alle ein, ein junges Ehepaar muß allein sein, und so zum Übergang, – selbstverständlich zum Übergang! – ist doch das Häuschen wirklich sehr nett..."

Conrad war sitzen geblieben und legte die Hand auf Christas Knie, wie um auch sie am Aufstehen zu hindern. Er war braunrot geworden, auf seiner Stirne schwoll eine Ader, er blickte starr hinab in Sophies erhobenes Gesicht, das mit breitgezogenem Mund emporlächelte. Plötzlich ließ die Spannung nach, er stieg aus und half Christa herunter.

„Lad das Gepäck ab!" befahl er dem herbeigeeilten Knecht. Dann folgte er den Frauen ins Haus und ging stumm mit ihnen durch die drei Zimmer, während Sophie die Einrichtung mit mehr Worten erklärte, als unbedingt nötig war.

„Jetzt lasse ich euch allein," schloß sie, „ihr kommt dann wohl bald hinüber, wir warten mit dem Kaffee auf euch ..."

„Einen Augenblick!" Conrad trat zwischen sie und die Tür. „Du wirst mir doch wohl erlauben, dir meinen Dank für deine — Fürsorge auszusprechen, liebe Schwester!" Er holte tief Luft. Christa sah, daß er zitterte, und sank auf einen Stuhl. „Conrad!" bat sie kaum hörbar.

Conrad sah in ihr erblaßtes Gesicht, eine große Traurigkeit kam in seine Augen, seine geballten Hände lösten sich. Er trat auf seine Frau zu und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Die haben eine sonderbare Art, den Krieg zu erklären, Christa, nicht wahr?" sagte er ganz sanft und so, als sei Sophie nicht mehr im Zimmer; „aber wir sind ja zu zweien und halten zusammen, und wir werden ja sehen, auf welcher Seite das Recht ist!"

„Das werden wir. Das werden wir allerdings!" Sophie hatte die Klinke schon in der Hand. „Übrigens berühren deine Ausfälle mich gar nicht.

Wir meinen es nur gut mit dir, Johanne und ich, und einmal wirst du es einsehen!"

Conrad fuhr herum, aber die Tür schloß sich bereits hinter Sophie.

„Was wollte sie damit sagen, Christa?" fragte er finster. „Es klang nach einer Gemeinheit, aber gegen wen richtete sie sich?"

Christa senkte die Stirn. „Ich weiß es nicht," flüsterte sie.

II

Eine Kriegserklärung war es gewesen, kein Zweifel. Aber wie sie in scheinbare Fürsorge, in Rücksichtnahme, ja in einen Liebesdienst verkleidet offenbar ward, diese Erklärung, so war es auch kein gerader, kein ehrlicher Krieg, den sie einleitete. Im Gegenteil, — dieser Krieg glich allem anderen eher als Zwietracht. Dieser Krieg trug die Maske herzlicher Übereinkunft. Dieser Krieg hatte nach außenhin das Gepräge ungetrübten Familienlebens so täuschend, daß selbst die Beteiligten zuweilen vergaßen, um was es ging, daß sie sich einschläfern ließen, daß sie sich selbst sagten, eigentlich sei ja alles gut, und eines Tages würde die friedliche Lösung vom Himmel fallen zum Lohn für alle gegenseitige Geduld, alle Selbstbeherrschung, allen Verzicht auf offenen Streit. Übrigens war dieser Verzicht auf Conrads Seite und nicht auf der seiner Schwestern, aber das ward ihm nicht klar. Er merkte nicht, daß seine Zurückhaltung drüben mit einigem Triumph beobachtet und als Zeichen beginnender

Einsicht ausgelegt wurde. In der ersten Nacht unter dem Dach des kleinen Hauses hatte er nachgedacht und sich dieses gesagt: es lohnte sich nicht, die innere Ruhe der Mutter und Christas jetzt schon durch eine endgültige Auseinandersetzung mit Sophie und Johanne aufs Spiel zu setzen. Der Winter stand bevor. Die Ernte war getan, die Herbstaussaat geschehen. Da war keine Arbeit, die dazu drängte, daß er sofort die Leitung übernähme. Alles ging jetzt von selbst seinen gleichmäßigen Gang, und die große Kurve des Jahresablaufs fiel sachte abwärts, um sich erst nach Weihnachten mit der steigenden Sonne wieder zu heben. Die Zeit der Gefangenschaft und der Verbannung hatte an Conrads von Anbeginn her einfachem und großem Herzen geformt: es war langmütig und duldsam geworden. Einmal, dachte er, würden die Schwestern von selbst einsehen, daß alles Recht der Natur und des Herkommens bei ihm war. Einmal und gewiß, oh, recht bald! Wieviel Sehnsucht nach Ruhe und Heimischwerden bei seiner Bescheidung mitsprachen, das machte er sich selbst gar nicht klar. Jedenfalls begann er sofort, die kleine Wohnung nach seinem eigenen Geschmack einzurichten, was einer vollkommenen Umräumung gleichkam. Von dem, was Sophie angeordnet hatte, blieb sozusagen kein Stein auf dem anderen, und erst, als das

Schlafzimmer da war, wo Sophie das Wohnzimmer eingerichtet hatte, und als die Möbel des Wohnzimmers mit denen des Eßzimmers vereinigt waren, während in dem nun frei gewordenen Raum der Schreibtisch seines verstorbenen Vaters und ein Bücherschrank aufgestellt wurden, gab Conrad sich fürs erste zufrieden.

„Ein Eßzimmer, – ich bitte dich, wozu?" hatte er zu Christa gesagt, „da wir doch alle Mahlzeiten drüben einnehmen werden, selbstverständlich."

Zwei Tage später fanden sie schon, daß es gut sein müsse, morgens zu zweien zu frühstücken. Da aber die gemeinsame Andacht eine geheiligte Einrichtung war, so verwarfen sie den Wunsch augenblicklich und gingen, wenn schon ein wenig verstimmt, durch die frostige Morgenluft über den Hof. Seltsamerweise sagte die Mutter gerade an diesem Morgen: „Wenn Ihr aber lieber allein frühstücken wollt, so braucht Ihr es nur zu sagen; mein Gott, das ist ja ungemütlich, wie Ihr es habt . . ."

Die Mutter sagte dies nach abgeschlossener Andacht plötzlich wie unter dem Zwang eines Entschlusses, und nachdem sie Conrad und Christa dabei mit einem flüchtigen, sorgenvollen Blick gestreift hatte, sah sie nun fast trotzig geradeaus, als sei sie sich der Verantwortung einer eigenmächtigen Hand-

lungsweise bewußt und bereit, sie durchzusetzen. Es entstand dann auch ein kurzes Schweigen, nur Maria murmelte: „Nein, aber ...", und suchte mit den Augen Anschluß an Sophie und Johanne, die schon aufgestanden waren.

Johanne sagte: „Nun, ist das so schlimm, – ein kleiner Morgenspaziergang?", und legte Christa die Hand auf den Nacken.

Sophie musterte blitzschnell die Mutter und das Ehepaar, als suchte sie nach Anzeichen eines Einverständnisses. „Wie denkst du darüber?" wandte sie sich schroff an den Bruder.

Conrad, Christas Antlitz vor Augen, wie es sich unter Johannes Hand neigte, antwortete finsterer, als er beabsichtigt: „Nun, mit der Zeit mag es wohl angebracht sein, Christa ein wenig zu schonen ...," worauf Johanne die Hand zurückzog und murmelte: „Ja, dann freilich!" Christa aber sagte: „Oh, – meinetwegen, und die Andacht ..."

„Die Andacht könntet Ihr ja auch für Euch lesen. Conrad hat recht, für Christa ist es natürlich besser, morgens länger zu liegen," gab Sophie plötzlich mit großer Bereitwilligkeit zu.

In der Folge ward also das Frühstück allmorgendlich durch das Hausmädchen, das ihre Bedienung übernommen hatte, herübergebracht, und sonderbarerweise vollzog sich hiermit, wenn schon zu-

nächst fast unmerklich, die Spaltung in zwei Haushaltungen.

Während der ersten Tage nach der Heimkehr war Conrad sofort nach der Andacht mit Johanne aufs Feld gefahren, und Christa hatte ihre gewohnten Beschäftigungen in Haus und Garten aufgenommen. Sie hatten ihren Tageslauf mit Selbstverständlichkeit der Zeitordnung des Gutshofes angepaßt, — das änderte sich jetzt, was die Vormittage und somit die wichtigsten Arbeitsstunden betraf. Die Versuchung, die gemeinsame Kaffeestunde länger auszudehnen, als es drüben üblich war, erwies sich als unwiderstehlich. Zudem begünstigte der jetzt merklich sich verzögernde Tagesanbruch die süße Gewohnheit eines verlängerten Morgenschlafes, der für Christa allmählich ohnehin zu einem körperlichen Bedürfnis wurde. Sie glitten unmerklich in die Sorglosigkeit ihrer Reisetage zurück, und das lag an Conrad. Nachdem er für die kommenden Wintermonate auf eine Entscheidung verzichtet hatte, fühlte er plötzlich eine seltsame Gleichgültigkeit gegen das, was auf den Feldern und in den Ställen geschah; dafür wuchs er in eine Freiheit des Glücks hinein, die einem Rauschzustand gleichkam. Jedoch war er durchaus nicht hemmungslos in diesen Zustand hineingeglitten, und immer, ehe der Frieden vollkommen schien, ward er

durch eine innere Unruhe gestört, die sich zum mindesten in Gesprächen mit Christa Luft schaffen mußte.

„Ich weiß nicht, was mit mir ist," sagte er eines Morgens zu Christa, – „oder ich kann es nicht ausdrücken. Ich habe in den letzten sieben Jahren gearbeitet wie ein Ackerpferd, nur mit dem Unterschied, daß der Gaul Ruhe hat, wenn er im Stall steht: ich aber hatte keine Stunde Ruhe, auch wenn ich schlief, nicht. Arbeitete ich nicht, so arbeitete es in mir, – ja, das waren wohl immer die gleichen quälenden Gedanken und Vorstellungen, eigentlich immer nur du und der Hof, – und der Hof und du, und es war schon mehr wie eine Maschine oder ein Uhrwerk. Aber vielleicht verträgt ein Kopf es nicht auf die Dauer, Uhrwerk oder Maschine zu sein, – mit einem Mal schnurrt die Geschichte rückwärts, es gibt einen Knacks, und das Ganze steht still."

„Conrad!" Christa kam herüber zu ihm. Er stand mit dem Rücken zum Fenster, sie nahm ihn an beiden Armen, drehte ihn zum Licht und blickte von unten herauf so angstvoll in sein Gesicht, daß er lachen mußte. „Das Ganze steht still, – wie kannst du nur so etwas sagen!"

Er fuhr sich verlegen mit der Hand über die Stirn. „So meine ich es ja gar nicht. Du mußt das begreifen, – was stillsteht, ist der Wille. Ich

kann manchmal nicht mehr wollen; darum konnte ich ja auch nicht gleich abreisen und nach Hause kommen, als es möglich wurde, vor einem Jahr."

Beide schwiegen und sahen sich an. Mehr als einmal war diese traurige Tatsache schon zwischen ihnen erörtert worden, aber immer noch war sie Christa nicht faßlich. Auch jetzt sagte sie: „Und da hast du noch elf Monate gewartet, ehe du zu mir kamst..."

Conrads Blick ward unsicher, er suchte über ihrem Haupte im Leeren: „Ich mußte mich doch erst gewöhnen," murmelte er.

„Und jetzt?"

„Jetzt bin ich ja da. Aber wenn hier nun alles anders läuft, als ich es mir vorgestellt habe, dann fängt das Rückwärtsgehen in meinem Kopf wieder an. Ich bin Sophie nicht gewachsen, ich fühle es."

Christa antwortete nicht, aber er fühlte ihre Hände seine Arme umklammern, und sie sah ihn so trostlos an, daß er sich besann.

„Was für Unsinn man mit nüchternem Magen redet!" sagte er ärgerlich auf sich selbst. „Komm, gib mir Kaffee, und du wirst sehen, wie vernünftig ich werde!"

„Außerdem wird er kalt," sagte Christa befreit, und füllte die Tassen. „Du sprichst immer nur von

Sophie," fing sie nach einer Weile zögernd wieder an, „vielleicht merkst du gar nicht, daß Johanne ebenso stark ist, – oder noch stärker. Sophie hat nur das Geld im Kopf und – ach, wie redet sie immer? – soziale Fürsorge, innere Mission, was weiß ich? Aber Johanne, – die ist mit jedem Acker, mit jedem Baum, mit jedem Tier wie verwachsen. Sie war es immer, aber seit sie die große Arbeit tut, kennt sie gar keinen Unterschied mehr zwischen sich und dem Hof. Johanne hält es, glaube ich, für ausgeschlossen, daß sie jemals fortgehen könnte. Mit Sophie kann man streiten, – aber Johanne, – Johanne müßte man vertreiben."

„Und das ist doch furchtbar!" fügte sie nach einer Weile hinzu, als Conrad nichts sagte. Er sah ihre niedergeschlagenen Augen, ihren bebenden Mund und wurde finster.

„Ich sagte dir schon, daß ich augenblicklich nicht daran denke, mich mit Gewalt durchzusetzen."

„Ja, – aber was wird aus uns werden?"

„Das mußt du schon mir überlassen und dich nicht sorgen."

„Ach ja. Wenn du so sprichst, das ist gut! Besser, viel besser, als wenn du sagst, alles würde stillstehen. Du mußt doch bedenken, daß ich dies seit Jahren schon kommen sehe und machtlos war, deine Rechte zu schützen."

Er betrachtete nachdenklich ihr Gesicht, während er aß und lange Zeit schwieg. Endlich sagte er:

„Meine Rechte. Meine Rechte! Gibt es die eigentlich? Darüber habe ich jetzt doch viel nachdenken müssen."

„Oh, Conrad, wenn du so denkst, können wir ebensogut heute noch fortgehen."

„Das werden wir nicht. Aber es liegt etwas in der Luft, das läßt mir alles zweifelhaft scheinen."

„Was denn, Conrad?"

Er war aufgestanden und ging im Zimmer umher. „Ich weiß es nicht. Vielleicht, daß Mutter zu allem schweigt."

„Ja," flüsterte Christa mutlos, – „Mutter schweigt..."

Er war am Fenster stehen geblieben. Plötzlich straffte sich seine Gestalt. „Der Gaul!" rief er. „Ich muß fort. Johanne erwartet mich bei der Sandgrube; die neuen Arbeiter – weißt du..."

„Da paßt es ihr nun, einen Herrn neben sich zu haben!" sagte Christa mit einer Schärfe, die ihr sonst fremd war. Aber sie sagte es leise, und er war auch schon aus der Tür.

Diese Unterhaltung hatte zwei Tatsachen hinauf ins Bewußtsein beschworen, die Conrad sich vergeblich mühte, wieder zu vergessen: er wußte es nicht

gerne, dies, daß Johanne anders mit dem Hof zusammenhing als Sophie, er machte es sich nicht gern klar, daß seine Mutter im letzten Grunde zu allen Fragen der Zukunft schwieg! Sie schwieg überhaupt viel, sagte er sich, noch mehr, als er es für möglich gehalten hätte, wenn er sich an seine Kindheit und Jugend erinnerte. In den ersten vierzehn Tagen, ja, während des ganzen ersten Monats nach seiner Heimkehr mit Christa und nach der Übersiedlung ins Inspektorhaus war es immer wieder vorgekommen, daß er sich wie schlafwandelnd plötzlich auf dem Wege zur Mutter fand: er hatte etwa einen Gang durch den Garten gemacht, einen Ritt beendet, war in den Ställen gewesen, und seine Schritte lenkten sich ganz von selbst dem Haupthause zu und nicht dorthin, wo Christa ihn erwartete. Er schob es vor den anderen auf die alte Gewohnheit; im stillen aber wußte er wohl, daß es nicht das Haus war, dem er zustrebte. Er hatte ein Ziel, das er in den letzten Jahren, am Ende verzweifelter Grübeleien, ratloser, schlafloser Nächte mit der Selbstverständlichkeit eines Naturvorgangs aufgesucht und gefunden hatte: die Geborgenheit bei der Mutter. Das hätte er vor sich selbst kaum wahr haben wollen. Zwischen Cordula Siere und ihren Kindern hatte nie ein ausgesprochen zärtliches Verhältnis bestanden, bestenfalls eine Art harter

und gefährlicher Kameradschaft, um deren Gewinn von seiten der Kinder zu ringen und die durchaus kein unwiderrufliches Eigentum des damit Ausgezeichneten war. Immerhin war sie und sie allein der unwandelbare Hort der Verläßlichkeit, der Gerechtigkeit, der Zuflucht. Sie stand über den sich kreuzenden Strömungen; sie war das Bollwerk gegen die Übergriffe der großen Schwestern. Strafte sie, so war niemals daran zu zweifeln, daß es einem zu Recht so peinlich erging, immer aber war das Ende der Buße abzusehen und immer war Gewißheit, daß hinterher die Luft völlig gereinigt und ohne Rückstände schmollender Erinnerung sein würde. Cordula Siere war für ihre Kinder wie ein immergrüner, guter, schützender, früchtetragender Baum gewesen, ganz ohne billigen Gefühlsüberschwang, aber von sachlicher Fülle, harter Tatsächlichkeit und unverrückbarer Wurzelhaftigkeit. Sie war da für die Kinder; mochten sie Gebrauch davon machen, das war ihre Sache. Und wie verschiedene Kinder immer verschiedene Verhältnisse zu so einem Baum haben werden, wie die einen vielleicht nur auflesen, was er ihnen geradezu in den Schoß wirft, andere ihn nach seiner Nützlichkeit lieben und auch in seinen Ästen herumklettern, um den Früchten näher zu sein, während einzelne sich bei ihm einnisten wie Vögel, – so war es auch hier. Lange

Jahre hatte Cordula Siere keines ihrer Kinder den anderen merklich vorgezogen; ja, sie war gegen den Siereschen Nachwuchs zunächst scheinbar herber und strenger, als sie gegen ihre Mädchen aus erster Ehe gewesen war, vielleicht um den Brömse-Töchtern, die sich nun freilich auch keiner besonderen Zärtlichkeit mehr rühmen konnten, zu beweisen, daß sie durch die Stiefgeschwister nicht benachteiligt wurden. Conrad aber, – er war von Anfang an der Vogel gewesen, der sich einnistet. Der Baum tut nichts dazu, aber er duldet es. Mit der Zeit wird es fraglich, ob der Baum noch Baum sein kann ohne den Vogel, sein Nest und seine Stimme in seiner Krone. Konrad hatte die schweigsame Scheu nie gekannt, von der die anderen Kinder in Gegenwart der Mutter doch immer befangen waren. Seine kleine Hand war von Anfang an mit Selbstverständlichkeit in ihre große und ein wenig harte hineingeschlüpft, wenn er durch Haus und Hof neben ihr her trabte. Ihre Rauheiten nahm er abwartend hin, er sah in die Ferne, er schwieg, – nach einer Weile hub er dann vorsichtig an, von etwas anderem zu sprechen. An ihre Härte, die sie doch glaubwürdig genug zur Schau trug, glaubte er nicht, das war klar. Er glaubte vielmehr, daß sie gut sei und nichts als gut und daß das andere dazugehöre, das Rauhe zum Guten nämlich, wie die

Rinde zum Brot. So war es gewesen, während er ein kleiner Junge war, so blieb es, bis er eines Tages in den Krieg gemußt hatte, immer noch ein Junge in ihren Augen, wenn schon äußerlich ein Mann, der nun alle seine begonnene Lebensarbeit, alle seine Pläne und Hoffnungen in ihren Schoß gelegt hatte, gewiß, daß es dort am besten aufgehoben sein würde, bis er zurückkäme. Und dann erwies es sich ihm in den endlosen harten Jahren: an die Schwestern zu denken oder an Jonathan, das war bestenfalls Zeitvertreib, Spiel der Erinnerung, und oft nicht einmal lieblichster Art. An Christa denken bedeutete mehr oder weniger Angst, Eifersucht auf erfundene Nebenbuhler, ohnmächtige Raserei der Sehnsucht über Kontinente hinweg und zuweilen auch – Fluch der Treue, Bindung, deren Sinn zeitweise nicht mehr empfunden ward und die drohte, zur Sünde zu werden. Ruhe allein, Lösung aller Qual, Heimkehr im geistigsten Sinne, das war nur eins: Vorstellung der Mutter. Er pflegte an sie zu denken, ehe er einschlief, war nun sein Lager im Unterstand vom Geschützdonner erschüttert, war es in den stinkigen Gefangenenställen Sibiriens, war's während der Flucht auf der harten Erde der mongolischen Steppe, war's im Schiffsraum oder, wie in den letzten Jahren, unter einem Moskitonetz in der fremden, lebendigen

mexikanischen Nacht gewesen. Er dachte an sie, wie er früher gebetet hatte; es ist nicht die schlechteste Art von Narkotikum, sich in den Schlaf zu beten, wenn man sich im Dunkeln fürchtet, – er hatte das als Kind wohl gewußt. Aber das Beten ging nicht mehr recht, es war, als könnte er schlechter in Worten denken als früher, als wollte sein Kopf das nicht mehr. Es kamen Bilder statt dessen, und immer war es die Mutter. Sie stand vor dem Hühnerstall, ihre Füße von dem bunten schreienden Geflügel umdrängt; sie wandelte über die Rasenfläche, wo schimmernde Laken zum Bleichen lagen, wies die Mägde an und griff selber zur Gießkanne, um ein Stück mit silbernem Sprühregen zu besprengen. Er sah sie im Garten zwischen den Phloxrabatten, den Beerensträuchern; in der großen, aber niederen und verräucherten Küche im süßen würzigen Dampf des blinkenden Einmachkessels; endlich am Fenster des Wohnzimmers oder auf der hölzernen, weinumrankten Veranda hinter dem Hause auf ihrem breiten, niederen Stuhl sitzend. Dies war vielleicht das geliebteste Bild gewesen, bei dessen Betrachtung der Schlaf am gelindesten kam. Sich in das gelassene Schaffen der sicheren Hände, in das stille Licht des gesenkten Gesichtes zu vertiefen, das, nun gealtert, weicher geworden schien und dadurch zeitlichen Einflüssen entrückt und von einer rührenden

seelischen Jugend durchdrungen, – das bedeutete, Frieden einatmen, Vergessen eintrinken. – Wiederum ging die Mutter dann über die Felder. Er erlebte es, daß kein Stück der Brömseflur vor ihm auftauchen konnte, ohne daß die Gestalt der Mutter darin erstand oder vielmehr hindurchwandelte. Das Erlebnis wiederholte sich zeitweise Abend für Abend, ohne daß er es suchte. Er legte sich nieder, todmüde zumeist, zerschlagen von der körperlichen Arbeit, von der Hitze des Tages. Seine Augen waren schon geschlossen, noch ehe er ausgestreckt war, der Schlaf schien sofort kommen zu wollen, er rückte heran wie eine dunkle, steigende Woge. Plötzlich stand die Flut wie eine Mauer, gleichzeitig zuckte der schreckliche Gedanke auf: Wie – nicht schlafen können? Aber jetzt legte es sich beruhigend, wie ein kühle Hand auf die Stirne: Geduld, nur ein paar Bilder! Die Finsternis spaltete sich, Licht glomm hinter dem herabgelassenen Vorhang der Lider auf, ein zartes und schattenloses, über dessen Herkunft und Natur nicht nachgedacht wurde. In diesem Licht tauchte Landschaft auf, ja es formte sich aus dem Leeren, gebar sich aus Nichts, – Baum, Waldrand, Acker, See und Busch, und Siedelung in der Senkung des Geländes, und Gewölk über Ebene treibend im gleichen Atemstrom des Sturmes, der auch die großen Ahorne an der

Landstraße bog: am wunderbarsten aber waren die wogenden Breiten bräunlichgoldenen Roggens mit der heißen Bläue des heimischen Julihimmels darüber. Conrad erkannte alles. Ganz hinten in seinem Bewußtsein nannte eine Stimme die Orte bei Namen: das war der Rohrbruch, das die Waldhüterhütte am See, – der Pflasterweg, die Sandgrube –, dies die Kreuzung an der Straße nach Lohme. Das war der Russenschlag, – die Rehwiese... Er lächelte. Er wartete. Er wußte, kein Bild würde vergehen, ehe nicht die Mutter hindurchgegangen war: sie wuchs aus dem rechten Rande des Bildes hervor, meist vollzog sich ihr Erscheinen unmerklich, – sie war dann aufgestiegen und vorübergewandelt, gesetzmäßig wie ein Gestirn. Zuweilen stand sie still, prüfte den Gehalt einer Ähre, legte ihre Hand an einen Stamm, folgte dem Zug der Wolken mit dem Blick. Oft sah er sie so, den Blick ins Weite gerichtet, still, grau, mächtig, – mächtiger wohl, als sie jemals gewesen war. Aber wie er sie sah, war sie auch mehr als Cordula Siere. Wie er sie da sah, war sie die Tochter des alten Bauerngeschlechtes, das diesen Boden seit Jahrhunderten bebaute, und eins mit ihm war in Leben und Modern. Die mütterliche Gewalt der Scholle nahm ihre Gestalt an, um sich ihm zu offenbaren, ihn zu gemahnen, ihn heimzulocken... Was

er sah, war Mythos, – sein Mythos, aber das war ihm nicht klar. Er wußte, daß er über diesen Bildern einschlafen konnte wie als kleiner Junge, wenn die Mutter im Nebenzimmer war. Wahrscheinlich aber wußte er nicht einmal, wie sein Blut, seine Lebenskraft diese Bilder nährte und sie herbeizog, weil er sie brauchte, um weiterleben zu können. Und er ahnte wohl kaum, daß es jene tiefe, geheimnisvolle Verbundenheit, jene Gewöhnung auf einer anderen Ebene war, die ihn jetzt immer wieder zwang, sich wie traumwandelnd hin zu ihr zu begeben, – zur Mutter, – erkannte nicht, daß die rätselhafte Traurigkeit, die in ihrer Gegenwart über ihn kam, Enttäuschung war und nichts anderes. Er betrat das Haus immer sehr leise, indem er die schwere Tür mit raschem, geschicktem Druck öffnete und behutsam hinter sich schloß. Er hängte den Hut am Riegel auf und ging mit leisen, schnellen Schritten auf die Wohnzimmertür zu, vor der er ein wenig stehenblieb, den Kopf gesenkt, lauschend, ob drinnen Gespräch sei ... Freilich wäre er auch dann hineingegangen, lieber jedoch öffnete er die Tür, wenn alles still blieb, – am liebsten, wenn er Marias schrille, klagende Stimme aus dem Erdgeschoß her vernahm, wo sie zwischen klappernden Tellern und Töpfen mit den Mädchen schalt und es sie ausbaden ließ, daß Janichius vorzeitig unter die

Erde gekommen war. Conrad trat ein. Die Mutter saß am Fenster, an dem Nähtisch aus blankem Nußbaumholz, aber sie saß nicht wie früher auf dem niedrigen Stuhl, jenem lieben alten Stuhl mit den geschweiften Beinen und dem ausladenden Sitz, – dem rechten Stuhl für die breite, ruhige Fülle einer Mutter, die den kleinen, am Boden spielenden Kindern nahe sein muß. Die Mutter war ja hager geworden, und wenn sie allein war, war sie auch klein, – sie ließ sich zusammensinken. Sie saß in einem hohen Armstuhl aus Korb, dessen ovale Rückenlehne ein hübsches Flechtmuster in gelb und schwarz zeigte. Es war ein Geschenk von Sophie und sah wundervoll neu aus, – vielleicht war es deshalb, daß die Mutter sich niemals anlehnte, vielleicht auch, weil er so knarrte, wenn man es tat. Die Mutter saß also vornübergebeugt, die Füße in großen warmen Schuhen auf einem gepolsterten Schemel, und die Hände mit einem Strickzeug im Schoß. Ihr Kopf war zur Seite gewandt, sie sah in den Garten hinaus, wo der Sturm die letzten Blätter von den Bäumen riß. Sie war so versunken, daß sie das leise Öffnen der Tür nicht bemerkte. Jetzt sah sie auf ihre Hände und begann mechanisch weiterzustricken; ihre Haltung, ihre ganze Erscheinung wirkte dermaßen wie ein von der Seele verlassenes Bild, daß Conrad tief auf-

seufzte. Jetzt erst wandte sie den Kopf. „Du bist da?" fragte sie, und ein dünnes Lächeln glitt über ihr Antlitz.

Dann zog er sich wohl einen Stuhl in ihre Nähe und erbat sich die Erlaubnis, eine Pfeife zu rauchen, was ihm gewährt ward, — „natürlich!" in einem Ton und mit einem Blick zur Tür, als stünde ein: „Sie sollen nur kommen!" dahinter. Freilich, Sophie und Maria haßten den Tabakgeruch. Janichius hatte niemals geraucht; Maria erzählte gern beiläufig, er sei in seiner Studentenzeit einem berühmten Wanderprediger begegnet, der ihn gefragt hatte, ob er sich den Herrn Jesus mit der Zigarre im Munde vorstellen könne? Seitdem, so sagte sie, sei Janichius das Rauchen für alle Zeiten verleidet gewesen. Was Sophie betraf, so verbot sie es im Interesse der weißen Gardinen. Geraucht werden durfte bei Onkel Peter und in Jonathans Zimmer, — in den Wohnzimmern nur, wenn Gäste da waren. Als sie Conrad zum erstenmal rauchend bei der Mutter antraf und von Verstößen gegen die Hausordnung zu reden begann, blinzelte er ihr zu. „Ich fühle mich jetzt als Gast in diesen Räumen," bemerkte er, und sie verzichtete mürrisch auf weiteres. Hatte doch Conrad eine kleine Entdeckung gemacht, auf deren Erörterung im Familienkreise sie keinen Wert legte. Er hatte einmal noch sehr spät in der Nacht ein Geräusch in jenem

Raum des Inspektorhauses gehört, der als Sophies Arbeitszimmer bezeichnet ward; es war die frühere Schreibstube, wo die Bücher aufbewahrt und geführt, wo am Sonnabend die Löhne ausgezahlt wurden. Da nun, seit Conrad und Christa im Hause wohnten, zuweilen auch Gelder dort lagen, fühlte Conrad sich gedrungen, nach dem Rechten zu sehen. Er schlich hinunter, entsicherte den Revolver, als er Licht in der Spalte unter der Tür schimmern sah, und war aufs höchste erstaunt, als er dann beim schnellen, lautlosen Öffnen seine Schwester Sophie vor sich sah, höchst behaglich am Schreibtisch sitzend und in das Buch einer viel gelesenen Schriftstellerin vertieft, über die er sie gerade am Tage vorher dem Pastor gegenüber recht absprechend hatte urteilen hören. Da sie nämlich im ersten Schrecken das Buch zugeschlagen hatte, konnte er Verfasser und Titel erkennen, – es hieß „Du bleibst doch mein!" Was aber Sophie noch angelegentlicher hatte verbergen wollen als das Buch, das war die Zigarre in ihrer rechten Hand. Sie hatte sie unter den Tisch gehalten, aber auch nur im ersten Augenblick. Dann legte sie sie vor sich hin in den Blumentopfuntersatz, der ihr als Aschbecher diente.

Conrad sog die Luft ein: „Eine ganz gute Marke!" bemerkte er nicht ohne Verlegenheit, was Sophie sogleich die Sicherheit wiedergab.

„Ja, glaubst du, ich werde mich mit irgendeiner Stinkadores vergiften?" sagte sie ärgerlich; „was schleichst du übrigens bei nachtschlafender Zeit im Hause herum und erschreckst einen tödlich?"

„Na, erlaube mal, es konnte doch ebenso gut ein Einbrecher hier unten rumoren! Wie soll ich wissen, daß du hier jetzt noch — arbeitest?"

„Ich leide an Schlaflosigkeit. Du brauchst dich nicht zu beunruhigen, — in unserer Gegend bricht man nicht ein. Wir haben trotz Krieg und Revolution noch keine mexikanischen Banditenzustände."

„Da hast du recht, freilich!" Conrad nickte nachdenklich. „Dennoch könnte man gewisse Parallelen zwischen hier und drüben ziehen. Zum Beispiel ..."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel rauchen die Damen drüben auch Zigarren, es fällt niemand auf. Besonders die alten Indianerinnen. Gute Nacht, liebe Schwester!"

Am Morgen nach dieser mitternächtlichen Begegnung fand Conrad eine Kiste Zigarren auf dem Frühstückstisch vor und dabei einen Zettel von der Hand Sophies, er möge sich an sie wenden, wenn dieser Vorrat erschöpft sei, — „Goldacker sei eingedeckt!" Conrad verstand den Wink und machte allein Christa Mitteilung von dem kleinen Erlebnis der vergangenen Nacht. Christa zog seinen Kopf an ihren Mund und flüsterte ihm ins Ohr:

„Das wissen wir längst, wir sprechen nur nicht davon." Sie küßte ihn auf die Schläfe und ließ ihn los. „Alle Brömses haben doch ihre kleinen Heimlichkeiten, weißt du das nicht?"

„Wieso? Auch Johanne?"

„Johanne ..." Christa bewegte den Kopf und lächelte. „Ich glaube, Johanne trinkt manchmal sehr gern ein gutes Glas Wein. Und hinter deine verborgenen Neigungen werde ich auch noch kommen."

„Hinter meine? Ich bin doch kein Brömse?"

Christa blieb stumm. Er sah nicht, daß ihr ein jähes Rot in die Stirne stieg.

„Aber doch ein halber," sagte sie endlich, — „doch durch die Mutter ..."

Conrad hatte inzwischen an Peter Brömse gedacht, bei dessen nicht immer einwandfreien Liebhabereien von Heimlichkeit kaum die Rede gewesen war, jedenfalls unterhielt sich der ganze Kreis darüber. „Ist ja alles Unsinn! Sophie und Johanne sind alte Jungfern, natürlich! Aber sieh doch auf Mutter, — ihr ganzes Leben durchsichtig wie Glas! Und sie ist auch eine Brömse!"

Christa hantierte an ihrem Nähtisch, den Kopf tief gesenkt. „Du nimmst alles so wörtlich," murmelte sie. —

Das war der Zwischenfall mit Sophie gewesen, und er war wahrscheinlich der Grund, daß Conrad

seine Pfeife auch drüben im Haupthause rauchen durfte, wo er wollte. Saß er aber so bei der Mutter, dann sann er vergeblich darüber nach, warum er gekommen war. Wunderlich fremd und kühl stieg ihre Schweigsamkeit an ihm empor; sie schien zu vergessen, daß er da war, da neben ihr saß, ganz abgesehen davon, daß sie keine Freude darüber an den Tag legte, ihn nicht mehr auf der anderen Hälfte der Erde zu wissen. Sie arbeitete weiter, die Lippen fest zusammengepreßt. Die Linie ihres Mundes, dünkte ihn, war anders geworden, härter und schmerzbetonter als einst, und es war doch von jeher kein weicher, kein lächelnder Mund gewesen. Immer wieder schweiften ihre Blicke zum Fenster hinaus, wo doch nichts zu sehen war, als das zerstörende Spiel der herbstlichen Mächte.

„Du warst viel allein in den letzten Jahren, Mutter?" fragte Conrad einmal. Er sprach sanft, als wollte er sie behutsam wecken, ja, es war ihm wirklich, als schliefe ihr wahres Ich hinter den blassen geöffneten Augen.

„Allein?" Ihre Hände arbeiteten noch eine Weile weiter, dann sanken sie in den Schoß. „Ja, ich war sehr viel allein ...," murmelte sie und nickte vor sich hin. „Seit deine Schwestern mir alles abgenommen haben, ja, da sitze ich eben viel so für mich. Sie haben ja alle zu tun ..."

„Und Jonathan? Und die Kinder?" fragte Conrad zögernd.

„Jonathan lebt in seiner Musik." Sie hob die Augen zur Decke, leises Klavierspiel drang aus dem oberen Stockwerk herab. „Die Kinder, – nun, was sollen die Kinder bei mir, und sie sind auch so laut."

Nach einer Weile setzte sie hinzu:

„Manchmal sitze ich bei Onkel Peter. Alter gehört zu Alter, und für ihn ist es doch gut, wenn er fühlt, daß ein Mensch aus seiner Zeit bei ihm ist. Aber deine Schwestern sehen es ja nicht gerne."

„Warum, um alles?" Und als die Mutter nicht antwortete, mutmaßte Conrad: „Meinen sie etwa, du schmiedest mit ihm Pläne zu meinen Gunsten, – das wäre doch sinnlos. Warum sollst du nicht bei ihm sitzen? Nun, warten wir ab! Wenn ich der Herr im Hause bin, wirst du tun und lassen, wozu du lustig bist."

Frau Siere lächelte trübe. In diesem Augenblick gingen Schritte über den Flur, sie schrak zusammen, sah Conrad warnend an, legte den Finger auf den Mund und griff nach dem Strickzeug. Die Schritte verhallten.

Conrad hätte gerne weiter von der Zukunft gesprochen, aber er wagte es nicht. Das bleiche Antlitz im Rahmen des schweren silbernen Scheitels trug einen Ausdruck unzugänglicher Verschlossenheit.

Conrad gewöhnte sich daran, mit ihr zu schweigen. Er überließ es ihr, ein Gespräch zu beginnen. Er antwortete, das war alles. Er meinte, allmählich würde sie vielleicht mehr fragen und immer mehr, und er würde ihr auf diese Weise alles sagen können, was er ihr eigentlich sagen zu müssen glaubte, alles was er Christa erzählt hatte und noch einiges, was er, wie er meinte, einzig der Mutter erzählen konnte. Doch fragte sie wenig, sie teilte vielmehr gelegentlich etwas mit, das er hinzunehmen hatte, auf das es Antwort nicht gab und das das Schweigen noch tiefer machte. „Ich habe in den letzten Jahren manchmal von dir geträumt," sagte sie etwa, „und immer weintest du, wenn ich dich sah." Ein andermal: „Es war doch gut, daß ich damals nicht starb, 1917, als ich so krank war. Ich hatte große Lust, fortzugehen, aber ich fühlte, es war ein Mensch da, der ließ mich nicht los. Das kannst nur du gewesen sein."

Einmal sagte sie vor sich hin: „Onkel Peter wäre ja auch längst tot, wenn er nicht auf dich gewartet hätte."

Conrad brummte: „Ich glaube eher, er wartete auf meine Todesnachricht und nicht auf mich," worauf die Mutter etwas unwillig erwiderte: „Wenn er auf einen Tod wartete, dann war es meiner, wenigstens seit..."

Sie stockte. Conrad sagte betroffen: „Seit wann meinst du?"

Und jetzt sah er mit Staunen, daß die Mutter ein fremdes, erinnerndes Lächeln voller Geheimnis hatte.

„Seit er es eingesehen hat, daß ich ihn nicht heiraten werde," sprach sie mit Nachdruck und blickte von ihm weg ins Leere.

Eine ganz besondere Schamhaftigkeit ließ Conrad verstummen. Es war das Lächeln der Mutter, das er nicht sehen zu dürfen meinte.

„Das war nach Vaters Tode?" murmelte er.

„Ja. Das war nach Sieres Tode. Aber da war es nun wirklich zu spät. Wenn er Geld gehabt hätte, damals, als Andreas starb ..."

Conrad hörte zu. Andreas, das war der Vater von Sophie und Johanne. Wenn also Peter Brömse Geld gehabt hätte, damals, als die Mutter zum erstenmal Witwe geworden war, dann wäre nicht Siere sein Vater geworden, dann hießen auch er und seine Geschwister heute Brömse. Flüchtig schweiften seine Gedanken zum Grabe des Vaters draußen auf dem Dorfkirchhof, – Andreas Brömse jedoch lag unter einer alten Ulme im Garten –, aber er wartete vergeblich auf eine Blutwallung zugunsten des Vaters und gegen das, was die Mutter da vor ihm aussprach, vor ihm, Wilhelm Sieres

Sohn. Vielleicht daß sie Gedanken laut werden ließ, ohne sich klar zu machen, wer ihr zuhörte; vielleicht daß sie in ihrer Einsamkeit zu der Gewohnheit trauriger Selbstgespräche gekommen war...

Die Mutter sagte nie wieder dergleichen. Oft schwiegen sie beide die ganze Zeit über, die er bei ihr verbrachte. Aber kommen mußte er, es zog ihn unwiderstehlich. Oft dachte er, sie warteten gemeinsam auf etwas, er wußte nicht auf was. Ging er dann, so blickte sie auf, die Brauen seltsam gespannt, ein leidendes Lächeln um den Mund: „Gehst du schon?" Dann, als sähe sie jetzt erst ihn wirklich: „Du bist schmäler geworden, Conrad, – ißt du genug?" Oder sie berührte seinen Ärmel, prüfte den Stoff, murmelte: „Gut, gut, – Friedensware!" Und etwa: „Warte, ich werde dir einen Mantel von Peter geben, ich habe ihn gut versteckt. Sophie wollte ihn längst für den Pastor, – aber nein, alles was recht ist: den soll niemand tragen als du!"

Von diesem Mantel sprach Christa einige Tage später. Conrad hatte ihr unbefangen davon erzählt. Doch da sah Frau Siere sie groß an und schüttelte den Kopf: „Könnt Ihr nicht abwarten, bis Onkel Peter gestorben ist? Wer weiß, ob er ihn nicht noch einmal braucht! Und dann wird er Conrad gar nicht passen. Onkel Peter war immer viel breiter als er." Hierbei ließ sie einen Blick voll unausdeutbarer

Mißachtung über Conrad hingehen, der doch gewiß nicht schmalschulterig zu nennen war. Auch Christa sah auf ihn, ganz erschüttert und abschätzend: „Noch breiter?" zweifelte sie. „Viel!" sagte Frau Siere bestimmt. Jonathan, der dabei war, lächelte auf seine Weise.

Jonathans Zimmer im Dachgeschoß wurde für Conrad bald der liebste Raum des Hauses, und nicht nur, weil hier wirklich kein Mensch seine Pfeife beanstandete. Während er die Mutter meist in der Stunde vor Tisch aufsuchte, ward es bald zur Gewohnheit, daß er und Christa am Spätnachmittag zu Jonathan gingen. Er pflegte im Dunklen zu leben, da seine Augen noch lange Zeit nach ihrer Zerstörung eine Art von Empfindlichkeit gegen das Licht besessen, und er es nicht geliebt hatte, einen Schirm darüber zu tragen. Jetzt, da sie wirklich ganz tot waren, hatte er doch die Gewohnheit beibehalten, viele Stunden des Tages hinter geschlossenen Läden und Vorhängen zu verbringen, eine Gewohnheit, die er niemand im Hause erklärte, außer Christa, zu der er einmal sagte: „Wenn ich arbeite, soll alles nur aus meinem inneren Licht leben." Sie hatte es nicht ganz verstanden, hatte es aber wohl behalten und hatte es jetzt Conrad mit

dem zagen, fast ehrfürchtigen Ton erzählt, in dem sie von Jonathan zu sprechen pflegte. Conrad verstand es auch nicht, aber irgendwie gefiel ihm der Satz. Er bewunderte stumm, was der Bruder in seiner Dunkelheit fertig brachte, angefangen von den sehr schönen Flechtarbeiten und den merkwürdigen Figuren, die er aus Wachs knetete, bis zu Jonathans Studium von Partituren und Büchern in Blindenschrift. Er spürte in diesem großen, schmucklosen, ja fast kahl zu nennenden Raum ein Leben, das ihn seltsam an die freie Welt erinnerte, aus der er gekommen war, an die Welt, die zwar keinem tadellos reingemachten, mit Fliegenfängern, Schutzdeckchen und Glasstürzen versehenen Familienzimmer glich, in dem man aber dafür frei atmen konnte und nicht bei jeder großen Bewegung aneckte. Hier herrschte eine nüchterne Ordnung, wie in einer Werkstatt, ein Flügel stand in der Mitte, ein großer länglicher Arbeitstisch an der Wand. Bilder gab es nicht, bis auf eins, das wie aus Versehen hängen geblieben zu sein schien, – es war ganz klein und hing in der durch das schräge Dach gebildeten Nische über dem Bett. Als Conrad einmal hinzugetreten war, um es zu betrachten, – es war eine unvollkommene Wiedergabe des Bildes von Grecco, die Heilung des Blinden durch Christus, – hatte Jonathan in seinem seltsamen Wissen um alles, was um

ihn her vorging, sich mit dem Klavierſeſſel umgewandt: „Ich wollte auch dies Bild entfernen wie alle anderen, aber dann dachte ich, – gut, – wenn ich das Bild auch nicht ſehe, vielleicht ſieht es mich, das Bild. Es wird ſeinen Sinn gehabt haben, daß Sophie es mir über das Bett gehängt hat, – gut alſo. Lebe ich denn im Angeſicht dieſer Heilung!"

Conrad hatte eine Ampel aus Draht und Pergament, das er ſelbſt grün gefärbt hatte, für das Zimmer des Bruders gemacht, das Licht der elektriſchen Birne floß beſonders milde durch ihre ſchwebende Kriſtallform. Nachdem Jonathan ſie zuerſt in den Händen gehalten, betaſtet und ihren reinen Umriß anerkannt hatte, lobte er nun auch ihr Licht: „Es tut mir wohl!" ſagte er. Dann ſanft, als wiſſe er, daß das Lob einer Lichtwirkung aus ſeinem Munde ſeltſam klang, ſetzte er hinzu: „Denn ich fühle es mit meiner Haut und manches Licht tut mir weh. Erklären läßt es ſich nicht, es iſt etwas wie Wärme oder Kälte, feuchte oder trockene Luft, – aber das tut ja auch gar nichts zur Sache."

Conrad hatte nun, da der Eintritt von ſtrengem Froſt und das Kürzerwerden der Tage das Herumſtreifen im Freien einſchränkten, alte Liebhabereien aufgenommen. Er hatte ſeine Drechſelbank auf dem Boden geſucht, in ſeine Wohnung hinübergeſchafft und inſtand geſetzt, er baſtelte Lichtkörper zurecht,

wie diese Ampel, und eines Tages, als er allein in der Wohnung war, stimmte er seine Geige aus Schülerzeiten. Er war nicht ganz aus der Übung, es hatte in der Gefangenschaft und ebenso auf der Hazienda immer Gesellschaft gegeben, die dankbar für ein bißchen Musik war, und sei es zum Tanz oder als Begleitung zum Singen. Nun hatte er ein paarmal versucht, mit Jonathan zu musizieren, wie früher, aber so geduldig der Blinde sich ihm auch angepaßt hatte, so verlor doch Conrad völlig den Mut sich neben ihm hören zu lassen, nachdem er ihn das erste Mal zusammen mit seinem Freunde und Lehrer, dem Kantor Dominikus Eberlein, hatte spielen hören. Nach diesem Engelskonzert streckte Conrad freiwillig die Waffen oder vielmehr seinen Geigenbogen. Er hatte erkannt, daß sein Bruder ein großer Künstler geworden war und war nicht mehr zu bewegen, ihm das Opfer zuzumuten, seine unreinen Läufe und falschen Griffe mitanzuhören, geschweige denn zu begleiten.

Dominikus Eberlein war ein bei den meisten Bewohnern von Brömseshof nicht gern gesehener Gast, und die Duldung seines Verkehrs mit Jonathan war ein Zugeständnis, das dem Blinden gemacht wurde. Eberlein, der in der Kreisstadt angestellt war, genoß nicht den besten Ruf, wozu bemerkt sein mag, daß freilich kein Mensch genau zu

sagen wußte, warum dem so war; aber er war beispielsweise Katholik. Jedenfalls war er ein Musiker von Gottes Gnaden und was er für Jonathan bedeutete, entnahm Conrad allein aus der ungewohnt heftigen Bewegung, die über den Bruder kam, als der Kantor gemeldet wurde. Schon als die Haustür unten gegangen war, hatte Jonathan, der alle Menschen mit dem Gehör am Schritt aus der Ferne erkannte, dagesessen mit einem Ausdruck als wittere er Gutes. Nun trat Eberlein ein und der Blinde ging ihm entgegen, das Antlitz lächelnd erhoben und die Hände ausgereckt. Eine Art von Ekstase lag über ihm, Conrad sah es mit Staunen. Ein ähnliches selbstvergessenes Lächeln hatte er im Felde auf den Zügen der Kameraden zuweilen gesehen, wenn die lange erwartete Post aus der Heimat endlich eingetroffen war. Nun, hatte Jonathan etwa seine wahre Heimat anderswo als hier auf Brömse, wo er freundlich schweigend unter den Seinen saß und sein Zimmer verdunkelte, um dort einzig in dem Licht seines Herzens zu leben? Als Conrad ihn dann mit Eberlein hatte spielen hören, begriff er alles. Er war zwar weder musikalisch gebildet genug, um ganz beurteilen zu können, was er vernahm, — er war auch nicht hinreichend sentimental, um Betrachtungen über das Künstlertum anzustellen, das sich hier in der Stille vollendet hatte und sich nun so

in sich selber ruhend und selig offenbarte, wie eine vollkommene Blume vor Gott. Er hatte jedoch die große Freude am reinen Zusammenklang der Instrumente, er fühlte die ungehemmte Wirkung von Rhythmus und Tonfärbung, und er hatte alle Auffassung dafür, daß dies das Ergebnis von Arbeit sei, er war brüderlich entzückt von der sachlichen Hingabe der beiden Männer dort am Klavier.

Er umarmte Jonathan, er schüttelte Dominikus begeistert die Hand, er rief: „Na Christa, das war einmal etwas, nicht wahr!" und gleich darauf war er an der Tür, schrie nach der Magd, murmelte aufgeregt: „Nein, ich werde schon lieber selbst . . ." und lief die Treppe hinunter. Christa folgte ihm, Gefährliches ahnend, doch erwies es sich, daß Sophie ausgegangen war und daß sich der Weinkellerschlüssel durch einen freundlichen Zufall in Johannes Händen befand, die ihn, wenn schon zögernd, so doch ohne zu moralisieren, hergab.

Dies, das Moralisieren, besorgte Sophie später beim Abendbrot um so gründlicher, von Maria und Martha zart unterstützt, die durch bezeichnende Seufzer und Blicke gleichsam die Bälge dieser Entrüstungsorgel traten. Es hatte sich nämlich nun das begeben, was Sophie später „ein Bacchanal und den Anfang zu einer Orgie" genannt hatte. — Tatsache war, daß Conrad wirklich, wenn schon ohne be-

wußte Absicht, denn er war kein Kenner, suchte nur etwas Trinkbares, – zwei Flaschen des besten Rheinweins ergriffen hatte, um seine Bekanntschaft mit Dominikus Eberlein und das Erlebnis dieser Musik zu feiern. Daß sich unter dem Einfluß des seelenlösenden Getränks bald eine ungewöhnlich lebhafte Stimmung in Jonathans Stube entwickelt hatte, die sich abwechselnd in Gespräch und Musik und wieder in Gespräch und neuer Musik Ausdruck geschaffen hatte, und daß es gewiß nicht eben leise zugegangen war. Eberlein hatte auf Conrad eingeredet und Conrad auf Eberlein. Eberlein hatte Conrad zunächst sein uneingeschränktes Wohlwollen spontan mitgeteilt und seiner Freude Worte geliehen, daß hier unter den „Morlaken", wie er sagte, ein Mensch aufgetaucht sei, ein wirklicher Mensch! Conrad hatte nicht gewußt, was „Morlaken" seien, hatte das Lob aber gern gehört und seinerseits erklärt, er wünschte nachträglich, Eberlein im Felde in seiner Kompanie und später als Kameraden in Mexiko gehabt zu haben, – dann, versicherte er, würde alles leichter gewesen sein, denn: „Musik, Christa, Musik macht alles erträglich!" Eberlein wiederum hatte sich, während Conrad sprach, ersichtlich im Geiste dreierlei Themen notiert, über die er nun zu phantasieren begann. Erstens nämlich den Krieg, ganz allgemein und an

und für sich. Zweitens Mexiko und die Frage einer möglichen Auswanderung dorthin. Drittens, – was Musik betraf, – wußte Conrad wohl, daß zur Musik nicht notwendig ein Instrument, noch auch Geräusch gehöre, daß die wahre, die eigentliche Musik vielmehr unhörbar sei, wenigstens für die Ohren der Menge, hauptsächlich für die der meisten sogenannten musikalischen Menschen?! Conrad wisse das, „oh, kein Zweifel," sagte Eberlein eindringlich, rückte näher und legte Conrad die Hand aufs Knie, während er ihm beschwörend in die Augen sah. Er wisse es, er kenne die inwendige Musik, sonst hätte er das nicht sagen können, daß Musik alles erträglicher mache, womit er doch Verfolgung, Gefangenschaft, Elend aller Art, kurzum: Krieg! gemeint habe, – lauter Zustände, denen nur der Mensch mit innerer Musik gewachsen sei. Conrad hörte aufmerksam zu; er sah nachdenklich in Eberleins Augen, die gerötet und angestrengt blickten. Über der ausgearbeiteten Stirn stand das braune, schon angegraute Haar in Wirbeln zu Berge, Eberlein fuhr oft mit allen zehn Fingern hindurch. Seine Nase war kurz, stumpf und breitgenüstert, sein Mund beweglich mit schmaler Ober- und breiter vorgehobener Unterlippe. Er war rasiert, wenn schon nicht gut, und die Falten zwischen Nase, Mundwinkeln und dem eckigen Kinn gaben ihm etwas von einem ab-

geschminkten Schauspieler. Eberlein war ein untersetzter, etwas beleibter Mann; er gefiel Conrad gut, aber Conrad verstand nicht alles, was er sagte, er nannte es bei sich Philosophie. Plötzlich begann er selber zu sprechen und erzählte von Mexiko. Zum erstenmal nach seiner Heimkehr hörte er sich frei und zusammenhängend erzählen, besser als er je selbst Christa berichtet hatte. Lag es am Wein, lag es an Eberleins Zwischenrufen, die immer ins Schwarze trafen und bewiesen, daß Eberlein wohl Bescheid darüber wußte, wie es in der Welt zuginge und daß man unbeschadet aller inwendigen Musik sich keinen blauen Dunst vormachen zu lassen brauchte, — jedenfalls kam Conrad einmal so richtig in Zug. Er saß behaglich da, an der Ecke des Arbeitstisches, auf die der Wein gestellt worden war, seine rechte Hand umfaßte den Fuß seines Glases, mit der linken hielt er die Pfeife. Christa hatte sich einen hölzernen Schemel herbeigerückt und saß, an sein Knie gelehnt, Eberlein ihm gegenüber. Jonathan war etwas entfernt, er saß an seinem Flügel, den Kopf in die Hand gestützt, war vom Rauch umnebelt und lächelte vor sich hin. Nach dem ersten Glas Wein ward schon alles wunderbar angenehm, das Denken leicht und das Reden mühelos. Christa und Jonathan blieben dann bei diesem ersten Glase stehen; der Rest der beiden Flaschen kam auf Conrad und Eberlein.

Conrad sagte: „Es ist herrlich, zu Hause zu sein!" und wußte nicht, daß sein Glück darin ruhte, daß er zu Hause war und diese Stimmung wiedergefunden hatte, die den Höhepunkt jenes, bei aller inneren und äußeren Not, doch freien und männlichen Lebens der letzten Jahre gebildet hatte. Hier war auf einmal beisammen, was dazu nötig war: ein Raum ohne den überflüssigen angejahrten, gefühlvollen Ausputz, wie die Zimmer unten ihn aufwiesen, ein Raum, der keine Wirtsstube war, aber eine nüchterne männliche Werkstatt, wo es sich am Ende eines tätigen Tages ebensogut feiern wie arbeiten ließ. Und hier Geplauder bei gutem Getränk in guter Gesellschaft... Unter Kameraden sein, nicht im Familienkreis, von lauter Gesichtern umgeben, auf denen Forderungen zu lesen standen, die verlegen machten, weil er vielleicht zu lange weg gewesen war, um sie richtig deuten zu können! Christa, — er liebkoste den warmen, lockigen Kopf auf seinem Knie, — ach, Christa war natürlich nicht in diesem Sinne Familie. Christa war sein Schatz, sein kleines Weib. Sie war eins mit ihm, sie würde mit ihm gehen bis ans Ende der Welt und würde schon lernen zu verstehen, daß er zuweilen unter Männern sein mußte, mit irgendeinem Kameraden, den das Leben ähnlich wie ihn selber geschüttelt hatte, trinken, reden und rauchen. Jonathan dort drüben,

den empfand er auch nicht als Familie wie etwa die Schwestern unten, der legte keine Kritik an ihn, der maß ihn nicht mit einem alten Maßstab, den er längst überwachsen. Zu Jonathan, dachte Conrad, immer milder, immer glückseliger werdend, konnte er stehen, wie Freund zu Freund. Das war ein Kamerad, war auch ein Mann, – wenn schon eine andere, ganz andere Sorte wie der Kerl hier ihm gegenüber, der wohl Bescheid wußte und alles verstand, was man andeutete. Ja, Eberlein, dieser Dominikus, das war eine Sorte, war ganz eine Sorte für sich, nicht eben die, die Conrad von drüben gewöhnt war, aber auch eine gute und eine ungleich brauchbarere als Herr von Damm und Leberecht Klotz und Dietrich Vegesack, die nächsten Nachbarn und Jugendfreunde, die wiederzusehen doch nichts als Enttäuschung gebracht hatte! Dies, daß er ihn brauchbar fände und eine anständige Marke, einen wohlabgelagerten Jahrgang, dies fühlte Conrad nach dem dritten Glase sich gedrungen, Eberlein auszusprechen, wobei er mit ihm anstieß und ihn seinerseits auf das Knie schlug.

Eberlein hielt nicht mit seiner Meinung zurück. „Das war die höchste Zeit, Siere," sagte er in seiner schwäbischen Mundart zu Jonathan, „daß Ihr Herr Bruder zurückkam! Jetzt ist noch Hoffnung für diese Gegend, daß sie nicht stirbt und zu-

grunde geht. Jetzt kriegt die Landschaft ein Herz, geben Sie acht, jetzt regt sich's wieder, jetzt ist da ein Mensch in der Mitte, ein leibhaftiger Mensch und kein so dressierter preußischer Gockelhahn, unter uns gesagt, wie überall rings umher!" Eberlein sprach scheinbar weniger unter dem Einfluß des Weines als aus tiefinnerster Überzeugung heraus. Er hatte sein Wesen nicht verändert seit er gekommen war, nur war die merkwürdige bekümmerte Erregung, in der er sich von Anfang an befunden hatte, noch schwerer von feierlicher Bedeutsamkeit geworden. Im Laufe ihrer weiteren Bekanntschaft stellte Conrad fest, daß eben dies die Form von Eberleins Betrunkenheit war, ferner, daß Eberlein eigentlich niemals ganz nüchtern, und daß der Grad seines Rausches an dem gradweisen Aufsteigen seines Pathos zu messen war. Eberlein fuhr jetzt traurig fort: „Wenn Sie ihn nur da sitzen sehen könnten, Siere, Ihren Herrn Bruder! Kein Mensch im Kreise Lohme sitzt so da, die Menschen haben hier ja alle nur bestenfalls Köpfe auf den Schultern, meistens nur Knöpfe, – er aber hat ein Haupt, – und Augen hat er, die schauen die ganze Welt des Kreises Lohme in Stücke!" Conrad lachte einigermaßen verlegen und spielte mit Christas Haar.

„Was wollen Sie," sagte er, „ich bin auch nicht anders heimgekommen, als ich in den Krieg gezogen

bin. Ein Bauer war ich, ein Bauer bin ich geblieben, zu philosophieren verstehe ich nicht. Freilich ist's mir jetzt manchmal, als käme drüben der Mensch mehr zu seinem Recht und als müßte ich hier Wände durchstoßen."

„Wände? Die Decke! Das Dach! Wenn Sie jetzt aufstehen, sprengen Ihre Schultern das Haus!" sagte Eberlein voll Überzeugung und lehnte sich zurück, als könne er Conrads Mächtigkeit nur auf diese Weise gerecht werden.

„Und da meint Mutter, Onkel Peters Mantel könnte zu weit für dich sein!" sagte Christa vorwurfsvoll und blickte bewundernd an ihm empor.

„Wer weiß. Ich muß ja sagen, ich habe Peter Brömse auch als einen Riesen in meiner Erinnerung behalten. Jetzt freilich..." Conrad verlor den Faden. „Warum siehst du mich denn so an?" fragte er halblaut und beugte sich zu Christa hinunter.

Eberleins Wortfluß war unterdessen von irgendeiner Gegenströmung gestört worden; er hatte die Hand auf die Stirn gelegt und es war ersichtlich, daß er stark nachdachte. „Wie ist denn das?" fragte er grübelnd, „Onkel Peter, – Peter Brömse... Heißen Sie denn Siere oder Brömse? Peter Brömse, das ist doch Ihr Vater..."

„Wenn ich recht unterrichtet bin," fügte er, selbst verwirrt hinzu und starrte Christa an, die sich ihm

jäh, wie erschrocken zugewandt hatte. Gleichzeitig war Jonathan von hinten an ihn herangetreten und hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt. Conrad lachte unbefangen auf.

„Da sind Sie allerdings falsch unterrichtet. Ich bin der Erste aus der zweiten Ehe meiner Mutter und heiße also Siere."

„Sie sind der Erste aus der zweiten Ehe," murmelte Eberlein jetzt vollkommen konfus, — „in dritter Ehe war also dann Ihre Frau Mutter mit Peter Brömse..."

„Eberlein," sagte hier Jonathan sanft aber nachdrücklich, „wie war es mit der Fuge? Wollen wir sie noch einmal durchnehmen? Es wird sonst zu spät!"

Eberlein riß seine Uhr aus der Tasche. „Heiliger Dominik! Warum haben Sie das nicht eher gesagt? Man vergißt ja ganz auf die Zeit bei so einem Wein — und in solcher Gesellschaft!" Wieder starrte er Christa an und sah dann von ihr zu Conrad. „Die Leut bringen einen ganz durcheinander mit ihrem Geschwätz. Nichts für ungut, — der Kopf ist mir warm." Er war aufgestanden und rückte sich in seinen Kleidern zurecht. „Mein Hut! Nein, ich finde den Weg allein, mein Rad steht unten."

Die Haustür war kaum hinter ihm zugefallen, als die Glocke, die zum Abendbrot rief, schrill und anklagend durchs Haus schallte. Conrad hatte ein

Fenster aufgerissen und sich hinausgebeugt, wo er Eberlein an seinem Rad hantieren sah, um die Laterne in Brand zu bringen. „Warum um alles in der Welt bleiben Sie nicht zum Essen?" rief er hinunter. Eberlein antwortete Unverständliches, gleich darauf schwankte der Schein seiner Lampe entschwindend über den Hof.

Christa hatte Conrad ängstlich am Rock gezupft: „Laß gut sein! Eberlein mit Sophie und Maria an einem Tisch, das ist unmöglich. Er kommt immer nur zu Jonathan."

„Ausgezeichnet! Ich glaube, zu Vaters Zeiten verstand man sich hier besser auf Gastlichkeit! Was meinst du, Jonathan?"

Sie gingen hinunter. An Peter Brömses Tür blieb Conrad einen Augenblick überrascht stehen. Drinnen versuchte sich eine zitternde, krähende Stimme höchst vergnüglich in den Melodien einer vergangenen Zeit. Choralmelodien waren es nicht. „Sieh da, alter Herr!" dachte Conrad belustigt und betrat das Eßzimmer.

Hier war es sehr still. Die Familie saß bereits vollzählig versammelt um den Tisch, auch Christa und Jonathan hatten eilig ihre Plätze eingenommen. Aber erst als Conrad sich niedergelassen hatte, was etwas umständlich geschah, denn er klopfte zunächst einmal seine Nachbarin Johanne auf den Rücken

und sagte: „Na, altes Mädchen!" zu ihr, begann Maria die Suppe aufzufüllen. Es war Milchsuppe und Conrad dankte. Er wollte sich die Erinnerung an den schönen Wein noch ein wenig bewahren, sagte er liebenswürdig. Keine Ahnung habe er gehabt, daß so etwas im Keller läge. Ein Nachmittagswein sei es wohl freilich nicht, das sähe er ein ...

„Siehst du es ein? Nun, da gratuliere ich wirklich!" Sophie legte den Löffel nieder. Sie sah dunkelrot aus, ja auf ihren Wangen zeigte sich eine bläuliche Färbung. Da möchte sie ihn auch gleich darauf aufmerksam machen, daß es bisher auf Brömseshof überhaupt nicht üblich gewesen sei, sich am hellichten Tage zum Trinken niederzusetzen.

In diesem Augenblick schlug die Uhr, und Conrad bemerkte, vom hellichten Tage könne wohl am Abend um neun kaum die Rede mehr sein. Warum übrigens eine ganze Stunde später gegessen werde, als sonst?

„Als ihr euch zu eurem Gelage hinsetztet," sagte Sophie voll Bitterkeit, „war es halb fünf. Eine ganze Stunde hast du Mutter auf das Essen warten lassen!"

„Lieber Gott, wegen mir!" wehrte Frau Siere nervös ab, — „wir hätten ja einfach anfangen können ..."

„Hätten wir nicht! Ordnung muß sein!"

„Und warum habt ihr nicht zum Essen geschellt? Woher sollen wir es denn wissen, daß die Milchsuppe fertig ist, wenn kein Mensch es uns sagt?"

Eberlein, erklärte jetzt Johanne mit ruhiger Stimme, habe bisher immer den Takt gehabt, um sieben zu gehen. Er habe seinen Kaffee oben bei Jonathan getrunken und sei zufrieden gewesen. Da kein engerer Verkehr mit ihm wünschenswert sei, so werde er nicht zu Tisch eingeladen, und dabei solle es bleiben. Man habe nun doch unmöglich zu Tisch rufen können, solange er da war.

Und warum, fragte Conrad fassungslos erstaunt, sei kein Verkehr mit Eberlein wünschenswert? Sei er nicht ein vorzüglicher Künstler und ein reizender Mensch?

Das freilich fänden die Damen vom Kirchenchor in Lohme auch, warf Maria jetzt hämisch ein, er solle sich nur erkundigen, solle einmal herumhören nach Eberleins Ruf! Von ihm selbst zirkuliere der Ausspruch, sein Kirchenchor, das sei das reine Kabarett, – und wenn das nicht tief blicken lasse...

„Verdammtes Klatschnest, dieses Lohme!" Conrad lachte. Dann sagte er: „Goldacker sitzt hier jede Woche einmal mit uns zu Tisch und Eberlein ist euch nicht gut genug!"

„Goldacker ist ein solider Familienvater, ein in der ganzen Gegend geachteter Geschäftsmann..."

„Wir leben ohnehin wie auf dem Monde," fuhr Conrad fort. „Ich kann euch sagen, das wird sich auch ändern, ein Leben ohne Gäste führe ich nicht!"

Sophie fegte mit bebenden Händen Brotkrumen vom Tischtuch zusammen und streute sie auf ihren Teller. Dann sagte sie mit erzwungener Ruhe und niedergeschlagenen Augen: „Das wollen wir dahingestellt lassen. Jedenfalls glaube mir, daß wir gute Gründe haben, nur Menschen von tadellosem Ruf in unser Haus einzuladen."

Plötzlich erhob sich Frau Siere. Sie war grau im Gesicht und drückte eine Hand gegen die Brust. Ehe jemand ihr zuspringen konnte, hatte sie das Zimmer verlassen, eine abwehrende Gebärde, die sie unter der Tür machte, hielt Christa ab, ihr zu folgen. Johanne blickte mit stillem Vorwurf auf Sophie. Marie sagte anklagend: „Da habt ihr es, — Mutter verträgt doch solche Aussprachen nicht."

Martha stand auf: „Ich werde Baldrian kochen. Onkel Peter habt ihr mir auch so aufgeregt mit eurem Gelärm, daß er ganz aus dem Häuschen ist!"

An jenem Abend waren Conrad und Christa gleich nach dem Essen fortgegangen. Conrad hatte nicht gesprochen, aber der Druck seines Armes hatte Christa gesagt, daß er noch nicht nach Hause wollte

und sie war ihm, ebenfalls stumm, in den Garten gefolgt. Hier waren sie im matten Licht eines leicht verschleierten Mondes lange auf und nieder gegangen, aneinandergelehnt und ohne zu reden. Der Frost hatte nachgelassen, die Erde dampfte und war wieder offen. Morgen sollte gepflügt werden. Endlich hatte Conrad tief aufgeseufzt und den Weg nach Hause eingeschlagen. Mitten auf dem Hof war er stehen geblieben und hatte um sich gesehen, wie tief in Gedanken. Schwarz standen die geradlinigen Schattenfiguren der Gebäude um das lange Rechteck des Raumes, im Pferdestall glomm ein trübes Licht. Zuweilen war das gedämpfte Stampfen eines Tieres, das Klirren einer Kette zu hören. Conrad drehte sich um und sah nach dem Wohnhaus zurück, es lag finster da. Die mächtigen Gestalten der alten Kastanienbäume standen davor, wie Wächter neben einem Sarge. Doch schimmerte in einem Fenster noch Licht, – es war im Eckzimmer, das die Mutter bewohnte. Conrad ging zurück und zog Christa mit sich, unter den Bäumen blieben sie stehen. Hinter den hellen Vorhängen dort oben glitt jetzt ein Schatten vorbei, und sieh, nun kam er wieder zurück. Hin und her, ruhelos, einsam vor ihrer Kerze ging dort oben die Mutter auf und ab. Conrad preßte Christas Arm fest an sich. „Irgend etwas," flüsterte er, „irgend etwas verstehe ich nicht. Wo-

mit hat Sophie Gewalt über Mutter?" Das war keine Frage gewesen, einer Antwort hatte es nicht bedurft. Denn nun hatte er sich umgewandt und hatte Christa hastig mit sich gezogen, sie fühlte, er wollte nicht, daß sie sprach.

In den nächsten Tagen fuhr Conrad viel mit Johanne ins Feld und begann mit ihr die Bebauungspläne für das nächste Jahr ernstlich durchzuarbeiten. Sie gab ihm mit einer gewissen Trockenheit Auskunft, die ihm gefiel und ihm Vertrauen einflößte. Vorschläge zu Neuerungen, die er machte, hörte sie an, ihr großes Gesicht drückte Geduld aus. Schließlich gab sie zögernd zu, er möge wohl recht haben und fragte in gleichem Atem etwa, ob er sich eigentlich klar darüber wäre, wie verschieden der Boden diesseits und jenseits der Rotheide wäre, ob er schon über die Drainierung der Seewiese nachgedacht habe oder ob er nicht Lust fühle, dem Bauer, an den die Jagd verpachtet war, das Recht auf ein paar Böcke abzukaufen? Zuweilen merkte er die Absicht, daß er abgelenkt werden sollte; er gab dann eine knappe erschöpfende Antwort und kehrte zu seinem Thema zurück, zähe daran festhaltend, bis alles Für und Wider erörtert war. Doch genügte zum Beispiel die Erwähnung der Jagdverpachtung vollkommen, um ihn für längere Zeit in ein Fahrwasser zu bringen, über dem er alles andere vergaß.

Er sah ein, daß die Jagd hatte abgegeben werden müssen, solange nicht einmal ein Verwalter da war, der sich darum kümmerte. Jetzt aber schien ihm kaum eine Frage wichtiger als die, daß dem Pächter bald gekündigt würde, und daß der Vertrag erst nach zwei Jahren abgelaufen war, das war ihm äußerst verdrießlich. Johanne zuckte bedauernd die Achseln. Ja, meinte sie gewissermaßen phlegmatisch, das sei nun so, wie es sei. Daß der Pächter, ein Großbauer und zugleich der Schultheiß des Dorfes, zurücktreten werde, sei kaum anzunehmen; er sei auf dieses Vergnügen erpicht und habe sich dem Gut gegenüber stets anständig bewiesen, so daß immer Wild zu haben, wenn welches nötig gewesen wäre. Nach vielem Hin- und Herreden, aus dem am Ende nichts hervorgegangen war als die Sicherheit, daß Johanne ihrerseits nicht daran dachte, auch nur zu versuchen, den Kontrakt rückgängig zu machen, beschloß Conrad auf eigene Verantwortung zu handeln. Es war ohnehin nötig, daß er dem Amtsvorsteher seinen Besuch machte und so ging er eines Nachmittags zu ihm.

Schon bei seinem ersten Gang durchs Dorf hatte er festgestellt, daß auf dem Schulzenhof nicht alles beim Alten geblieben war. Der Schulze Möller hatte in den letzten zwei Jahren gebaut und sein altes niederes Fachwerkhaus aufstocken lassen. Es

bot nun den Anblick einer Kleinstadtvilla im Maurermeisterstil und nahm sich als Hintergrund eines stattlichen quadratischen Dunghaufens ein wenig fremdartig aus. Conrad sah sich von der Hausfrau, die mit hochgerafften Röcken in Holzpantinen aus dem Stall kam, in das beste Zimmer des Hauses geführt, und blieb nun eine Weile sich selbst überlassen, so daß er Zeit hatte mit seinem Erstaunen über seine Umgebung fertig zu werden. In dem ungeheizten Zimmer roch es kalkig und scharf süßlich zugleich, nach Neubau und Möbellager. Schwere Eichenmöbel, – ein Büfett, eine Kredenz, ja ein Diplomatenschreibtisch prangten die Wände entlang; ein Piano erglänzte, ein Grammophon stand darauf. Große Ledersessel, die in leinenen Überzügen steckten und ein mächtiger Ausziehtisch mit den dazu gehörigen Stühlen vervollständigen die Einrichtung, doch lag auch ein Teppich auf dem frischlackierten Fußboden und ausgebreitete Bogen Zeitungspapier bezeichneten die Stellen, die betreten werden durften. Die Wände waren mit allerlei Jagdtrophäen geschmückt, daneben hingen Gewehre und Diplome von Viehausstellungen hinter Glas und Rahmen. Schließlich gab es noch eine künstliche Palme, eine Bowle aus Kristallglas, ein Likörservice aus Silber und einen Sammelrahmen voller photographischer Abbildungen der Familie Möller zu sehen.

Conrad war dabei, unwillig die auf Brömse erbeuteten Gehörne zu mustern, als Möller eintrat.

Das sei ja sehr schön, daß der Herr Leutnant ihm die Ehre gäbe!

Das wäre doch selbstverständlich und außerdem die höchste Zeit gewesen! Aber der Herr Amtsvorsteher wisse wohl, Flitterwochen seien eben Flitterwochen, er sei ja auch einmal jung gewesen!

Möge der Herr Leutnant doch Platz nehmen ... Möller ging hin und entkleidete einen der Klubsessel umständlich seines Leinenbezuges. Dann kramte er im Büfett und trug eine Flasche Kümmel nebst zwei der silbernen Becher herbei. Für sich selbst rückte er einen der gewöhnlichen Stühle an den Tisch, nachdem er noch für Zigarren und Aschenbecher gesorgt hatte.

Flitterwochen, das sei so eine Sache. Jawohl! Vielleicht eine Zigarre gefällig?

Conrad bediente sich.

Ja, und dann gäbe es natürlich allerhand Arbeit für ihn. Der Herr Amtsvorsteher könne sich wohl eine Vorstellung machen. Sechs Jahre Abwesenheit, nicht wahr und zu solchen Zeiten, – nun da gäbe es immerhin allerlei nach dem Rechten zu sehen!

Was der Herr Leutnant sagten! Die Leute hätten doch immer gemeint, das Gut sei in besten Hän-

den gewesen! Vielleicht kleine Herzstärkung angenehm?

„Angenehm!"

„Wohlsein, Herr Leutnant!"

„Gleichfalls, Herr Amtsvorsteher!"

„Tja, Möller, da haben die Leute im allgemeinen auch sehr richtig beobachtet! Meine Schwestern, – alle Achtung! Aber ich denke, wir sind einer Meinung, wenn ich sage: Manneshand oben!"

„Das soll wohl sein, Herr – Siere!"

Eine Pause entstand. Conrad wußte, daß er dem Bauern nicht mit der Tür ins Haus fallen durfte. Er blickte im Zimmer umher. „Sie haben gebaut, Herr Möller, und haben sich neu eingerichtet! Ihre Frau wird sich gefreut haben. Sogar ein Grammophon! Ihre Kinder sind inzwischen auch so weit, daß sie gern tanzen."

Möller ließ einen Blick voll ungehemmten Stolzes über die Einrichtung des Zimmers gehen. Er nahm die Zigarre aus dem Munde, beschrieb mit der Hand einen Bogen, wie um Conrad die ganze Pracht noch einmal recht eindringlich vorzustellen und sagte: „Alles gewachsen, Herr Siere. Alles auf meinem Grund und Boden gewachsen!"

„Ja, jetzt hat wohl mancher Landwirt sein Schäfchen ins Trockene gebracht. Ich habe gestaunt, muß

ich sagen, aber ich bin nicht böse darüber. Ganz im Gegenteil. Prosit, Herr Möller!"

„Wohlsein, Herr Siere!"

Jetzt beugte Möller sich vor und sagte geheimnisvoll: „Nun müssen aber Herr Siere nicht denken, das sei nicht mit rechten Dingen zugegangen oder es sei einem so in den Schoß gefallen. Da hat sich einer dazu halten müssen und wer die Augen nicht offen hatte, der hatte das Nachsehen. Und dann sind auch Bauern, die haben das ganze Papiergeld im Hause liegen, das ganze Spinde und jede Kommode voll Papier. Auf die Bank oder auf die Sparkasse trage ich es ja nun auch nicht, Herr Siere, aber ich lege es an. Realwerte, sage ich, Herr Siere, — Realwerte!"

Er nickte zufrieden und lehnte sich wieder zurück. Conrad, mit einem Versuch, dem Zweck seines Besuches näher zu kommen, sagte: „Ausgezeichnet! Und was für schöne Stangen Sie da haben! Alles selbst geschossen?"

„Jawohl, Herr Siere. Ein Pläsier muß der Mensch haben. Aber was ich sagen wollte: Mutter und ich, wir sitzen ja allewege lieber in unserer Küche als hier, und mein altes Stehpult ist mir auch lieber wie diese große Schreibkommode. Alles für die Kinder, Herr Siere. Mein Großer will sich nun selbständig machen, er ist ja verlobt. Der Schwieger-

vater will ihn ankaufen, hier in unserer Gegend, — Bredendorf —. Herr Siere werden ja wissen ..."

„Was Sie sagen! Wer ist denn der Schwiegervater Ihres Sohnes?"

Bredendorf war ein mittleres Gut in der Nachbarschaft. Daß die Besitzerin, deren Mann gefallen war, verkaufen mußte, hatte Conrad bereits gehört, ja, Christa und er hatten sogar erwogen, ob der Besitz als Abfindung für die Schwestern in Betracht kommen könnte.

„So, so, Bredendorf!" wiederholte er nachdenklich.

„Das ist Barnekow in M." Möller nannte die nächste große Stadt. „Barnekow in der Langen Straße."

„Der Kartoffelhändler?"

„Jawohl. Na, der hat nun auch seine Villa."

Conrad fragte sich selbst, warum ihn ein unbehagliches Gefühl bei der Vorstellung überkam, daß Möllers Sohn und die geborene Barnekow demnächst seine Gutsnachbarn sein würden, eine Vorstellung, die ihn drüben in Mexiko in einem diesem entsprechenden Fall zweifellos entweder gleichgültig gelassen oder sogar erfreut haben würde. Die bisherigen Besitzer von Bredendorf, die in der dritten Generation dort saßen, waren keineswegs besonders beliebt gewesen. Conrad dachte dies Problem

nicht zu Ende, aber er war jetzt zerstreut genug, um ohne Übergang weiterzusprechen. Er sagte plötzlich, er hätte auch gern einmal über die Jagdverpachtung gesprochen. Möller könne sich ja denken, daß es nun, da wieder ein Herr auf dem Hofe sei, eigentlich nicht mehr nötig wäre, einen Pächter zu haben, zumal da er, Conrad, die Jagd sehr gern selbst ausüben würde. Ob nun vielleicht Möller geneigt wäre, von dem Vertrag zurückzutreten?

Der Widerstand, dem er begegnete, verstimmte ihn mehr durch die Art, wie er zum Ausdruck kam, als durch die Tatsache selbst.

Möller antwortete nämlich durchaus nicht klar mit ja oder nein, er begann auch nicht etwa zu verhandeln oder Einigungsvorschläge zu machen, wie Conrad im stillen gehofft hatte. Er hatte sich bereits vorgenommen, dem Bauer bestimmte Schußrechte zu überlassen, auf Hasen und Kaninchen vielleicht und schließlich auch auf den Fuchs. Außerdem war er bereit, das Fischereirecht im See, das mit der Jagd verbunden war, zu teilen, – wohlverstanden nur, bis der Vertrag in zwei Jahren abgelaufen sein würde. Möller jedoch sah ihn auf seine Frage hin nur erstaunt an und nahm die Zigarre aus dem Mund. Dann kam eine gewisse pfiffige Überlegenheit in sein Gesicht. Er beugte sich vor, klopfte Conrad auf den Arm und sagte, wenn Herr Siere den

Bock schießen wollte, der am Rohrbruch stünde, so könnte er ihn gern haben. Und wenn er den Bock dann behalten wollte, darüber würde man auch einig werden. Seine Frau habe schon gesagt, er solle ihr auf Weihnachten kein Rehfleisch ins Haus bringen, lieber ein Stück Schwarzwild, das man sauer einlegen könne. „Sie nimmt Wacholderbeeren dazu, Herr Siere, und kriegt den ältesten Keiler mürbe." Conrad schwieg einen Augenblick. Dann sagte er, er sei wohl mißverstanden worden. Es handle sich um die ganze Jagd, die er wieder haben wollte. Er habe auf Herrn Möller Entgegenkommen gerechnet und sei selbst zu allen möglichen Einräumungen bereit.

„Den Donner auch!" sagte jetzt Möller und setzte sich gerade hin, „das will mir aber nicht in den Kopf. Ich habe doch heute früh noch mit Fräulein Johanne gesprochen und Fräulein Sophie war um Mittag hier, wegen Steuerkarten, die Damen haben von der Jagd nichts gesagt. Und Frau Pastor Janichius ist gestern bei mir gewesen und hat zwei Hasen bestellt auf den Sonntag und hat von den Fasanen gesprochen für Weihnachten. Ich habe die Herrschaften immer pünktlich bedient und die Damen niemals sitzen gelassen. Fräulein Johanne hat selbst gesagt, sie führe besser mit mir als früher, wo der Inspektor auf Jagd ging ..."

Conrad wurde etwas verlegen. „Die Jagd ist schließlich auch nicht Damensache, Herr Möller," sagte er, „sondern die Angelegenheit des Gutsherrn."

Jetzt stieß Möller einen langgezogenen Pfiff aus. „So was!" rief er aus, „haben die Damen denn doch übergeben?"

Er blickte Conrad mit einem Gemisch von Zweifel und Hochachtung an. Dieser wurde ärgerlich.

„Was heißt übergeben? Übergeben kann einstweilen nur eine, nämlich meine Mutter, das ist Ihnen wohl bekannt, Herr Möller! Und daß ich das Gut im Frühjahr übernehme, daran zweifelt hoffentlich niemand im Dorf!"

„Hm." Möller rieb sich das stoppelige Kinn und betrachtete ihn immer noch mit runden Augen. Conrad wandte sich unwillig ab und leerte sein Glas. „Also, was denken Sie darüber?" Etwas überstürzt begann er seine Vorschläge herzuzählen.

Möller rauchte und schwieg. Dann griff er nach der Flasche, um neu einzuschenken. Conrad wehrte ab.

„Hören Sie, Herr Siere," begann der Schulze jetzt vorsichtig, „ich will nicht gerade sagen, ich habe keine Lust. Aber Sie haben den Kontrakt nicht unterschrieben und ich muß mit dem verhandeln,

mit dem ich abgeschlossen habe. So ist es richtig vor dem Gesetz, das werden Sie zugeben."

„Gut, ich werde mit meiner Mutter sprechen." Conrad erhob sich.

„Tja," Möller rieb sich den Hinterkopf. Er stand auch auf, die beiden Männer sahen sich in die Augen. „Unterschrieben hat nun aber Fräulein Sophie, die hat ja die letzten Jahre die Geschäfte geführt."

„Das wird keine Schwierigkeiten machen." Conrad wandte sich finster zur Tür. Möller öffnete ihm beflissen.

„Ih, wo soll das Schwierigkeiten machen, — wenn Herr Siere doch zum Frühjahr übernehmen. Ist ja alles nur Formsache. Wenn Herr Siere dann mal mit Fräulein Sophie sprechen wollen ..." Unter der Tür sagte er noch: „Fräulein Sophie weiß ja, daß mit mir zu reden ist. Eine Hand wäscht die andere und Fräulein Sophie hat mir mehr als einen guten Rat gegeben." Er legte die Hand vor den Mund und flüsterte Conrad zu: „Die haut jeden Juden übers Ohr!" lachte herzlich auf, wurde gleich wieder ernst und sagte: „Und was Ihre Schwestern in der schweren Zeit fürs Dorf getan haben, das ist auch unvergessen. Das hat nicht jede Gutsherrschaft getan. Na, und nun werden sie doch übergeben, — so, so, zum Frühjahr ...? Na, dann

sprechen Sie nur mit Fräulein, Herr Siere, und nichts für ungut, – und wenn Sie den Bock haben wollen – Wiedersehen, Herr Siere!" –

Dies Gespräch mit dem Amtsvorsteher hinterließ in Conrad ein nagendes Gefühl von Unbehagen und Groll. Er konnte es sich nicht vorenthalten, daß der Mann irgendwie im Recht war und daß es von ihm selbst unüberlegt gewesen, ohne Rücksprache mit den Schwestern zu handeln. Nachdem er einen Tag darüber geschwiegen, teilte er Sophie seinen Besuch bei Möller in leichtem Ton mit, und obgleich sie ein gemessenes Erstaunen zeigte, gewann er doch den Eindruck, daß sie schon ganz im Bild gewesen war. Sie versprach nun beiläufig, „bei nächster Gelegenheit" mit dem Schulzen zu reden. Indessen schien sich diese Gelegenheit nicht bieten zu wollen, denn als er nach einer Woche auf die Frage der Jagd zurückkam, klopfte sie an ihre Stirn und rief aus: „Herr meines Lebens, wie vergeßlich ich bin!" Inzwischen hatte Conrad jedoch seine Bekanntschaft mit dem Schulzensohn, Fritz Möller, erneuert, der schon auf Bredendorf wohnte und von dem dortigen Inspektor in den Betrieb eingeführt wurde. Er war zunächst als Volontär eingetreten, doch war es seit einiger Zeit kein Geheimnis mehr, daß er der künftige Besitzer war. Conrad begegnete ihm bei einem seiner einsamen Ritte in dem Walde, der von der

Grenze der beiden Güter durchschnitten wurde, wie er mit der Büchse umherschlenderte und zufrieden schien, Gesellschaft zu finden. Bei diesem Wiedersehen erwies es sich, daß gemeinsame Kindheitserinnerungen stärker waren als die Vorurteile, die sich während Conrads Gymnasiasten- und Studienjahren zwischen die ehemaligen Spielgefährten gedrängt hatten. Zudem waren sie Regimentskameraden und waren zusammen ins Feld gerückt. Sie hatten also allerhand Gesprächsstoff, und der Abschluß dieser Begegnung war eine Einladung an Conrad, auf dem Bredendorfer Gebiet zu jagen, wann es ihm nur beliebte, und da dieser Einladung einige auf Conrad sehr befreiend wirkende Scherze über Weiberwirtschaft in Männerangelegenheiten vorangegangen waren, die zeigten, daß der junge Möller bereits eingeweiht war und keineswegs auf seiten seines Vaters und der Brömseschen Damen stand, so dankte Conrad schon aus Vergnügen hierüber sehr nachdrücklich und nahm an. Als Sophie nun die Unterhandlung mit dem alten Möller so offensichtlich zu verschleppen anfing, sagte Conrad nachlässig, die Sache habe auch keine Eile, der junge Möller habe ihm freigestellt, auf dem Bredendorfer Gebiet zu jagen, und er werde schon morgen mit ihm auf Enten gehen. Hierzu öffnete Sophie ihren Mund, schloß ihn aber sogleich wieder, rückte an

ihrer Brille und betrachtete Conrad eine Weile schweigend.

„Wie kommst du denn zu dem Verkehr?" fragte sie dann.

Conrad, scheinbar ohne den Ton zu beachten, mit dem Fritz Möller da gerichtet wurde, berichtete gleichmütig von seiner Begegnung. Er habe sich sehr gefreut, setzte er hinzu, den Jungen von damals als einen so tüchtigen Kerl wiederzusehen, und er gedenke gute Nachbarschaft mit ihm zu halten.

Sophie schnaufte trocken und kurz. Das sei Geschmacksache, sagte sie und versuchte offenbar, sich zu beherrschen. Es gelang aber nicht und sie schlug mit der Hand auf den Tisch: „Wenn du Gemeinschaft mit dieser Schiebergesellschaft halten und deiner Frau zumuten willst, mit der geborenen Barnekow an einem Tisch zu sitzen, — das ist freilich deine Sache. Über meine Schwelle kommen sie mir aber nicht!"

Conrad fühlte eine Antwort wie einen großen Vulkanausbruch in sich aufsteigen, der Kopf wurde ihm heiß. Er fing an, in seinen Taschen nach Pfeife und Tabaksbeutel zu suchen und sah dabei mit vorgeschobener Unterlippe über Sophie hinweg, die sich jetzt über ihrem Hauptbuch zusammenduckte und Zahlen addierte. Es war Vormittag, und sie befanden sich im Bureau.

Während er die Pfeife stopfte, bemerkte er, daß ihm die Hände zitterten. Dies war die Sache nicht wert, fand er plötzlich. Er blies die erste volle Rauchwolke über Sophies blanken Scheitel hin und lächelte. Sophie blickte böse auf.

„Hier wird ja zuweilen geraucht," sagte er freundlich, „also nicht wahr...?"

„Ich weiß nicht, warum du dich hier häuslich niederlässest," sagte sie, „ich dachte, wir wären fertig."

„Aber keineswegs. Ich muß dich noch einiges fragen."

Er räusperte sich und blickte nachdenklich vor sich hin. Sophie, den Federhalter in der Hand, musterte ihn ärgerlich. Er saß, eingeknöpft in seine dicke graue Joppe, in Reithosen und hohen Stiefeln, breit und mächtig da, die linke Faust auf den Schenkel gestützt. Jetzt mußte er lächeln, weil er ihren Blick fühlte. Er schlug die Augen auf, und dies Knabenlächeln in seiner unbewußten Überlegenheit trat voll hervor.

„Zunächst einmal, – was heißt eigentlich Schiebergesellschaft?" fragte er sanft.

Sophie lehnte sich zurück und kreuzte die Arme über der Brust. „Bist du naiv oder tust du nur so?" fragte sie zurück, „wodurch, glaubst du, kann ein Kartoffelhändler dazukommen, sich eine Villa zu bauen, und seiner Tochter ein Rittergut kaufen?"

„Indem er die Konjunktur richtig ausnützt. Sie war ja günstig für gewisse Produkte, wie du zugeben wirst. Wenn du alle, die es getan haben, Schieber nennen willst, weiß ich nicht, wo du die Grenze ziehen willst."

„Was soll das heißen? Willst du anzüglich werden? Aber man muß mit dir sprechen wie mit einem Kinde. So laß dir sagen, daß Barnekow wahrscheinlich Kartoffeln nach dem Auslande verschoben hat, nach allen Windrichtungen, hauptsächlich nach Holland und England. Und nicht nur Kartoffeln. Genügt das?"

„Wahrscheinlich..." wiederholte Conrad. Dann sah er seine Schwester an und sagte: „Natürlich machst du niemals Geschäfte mit ihm?"

Sophie wurde dunkelrot.

Conrad fuhr schnell fort: „Ferner wüßte ich gern, was das heißen soll: meine Schwelle? Über meine Schwelle kommen sie nicht... Wie meinst du das?"

Sophie hatte sich gefaßt. Sie putzte die Feder aus, schlug das Rechnungsbuch zu und verschloß es sorgfältig.

„Ich meine ausschließlich, daß, solange du noch nicht Alleinbesitzer bist, auch andere Leute auf Brömseshof mitzubestimmen haben. Suchst du eigentlich Streit?"

„Nein," sagte Conrad, „im Gegenteil. Ich suche Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen."

„Dann ziehen wir an einem Strang. Und darum will ich dir auch sagen: ich habe bei Möller auf den Busch geklopft wegen der Jagd. Der Alte ist ein schlauer Fuchs, er hat dir nicht ins Gesicht hinein nein sagen wollen. Er drückt sich auch mir gegenüber herum, — er will einfach nicht, das ist es! Da mußt du nun schon Geduld haben."

„So." Conrad klopfte seine Pfeife in den Blumentopfuntersatz aus, der immer auf Sophies Arbeitstisch stand. „Sieh mal an. Der Alte hat ein doppeltes Gesicht, das hätte ich gar nicht gedacht."

„Was willst du? Bauernschlauheit," sagte Sophie trocken. Sie öffnete die Tür und ließ Conrad den Vortritt, um hinter sich abzuschließen.

Conrad ging gebückt hinaus, als fürchte er, oben anzustoßen. „Bauernschlauheit — so, so. Ja, das glaube ich auch."

Einige Tage später sagte Conrad zu Christa: „Ich weiß nicht, ob mein Gedächtnis mich täuscht, aber ich glaube nicht, denn so etwas behält man doch. Nein, Weihnachten fing damals nicht so früh an — damals, vor dem Kriege und als wir klein waren. Es ist doch erst Anfang Dezember . . ."

Christa hatte einen winzigen Tannenbaum auf den Frühstückstisch gestellt. Die einzige braune Wachskerze in seinem Gezweig hob ihr stilles Flämmchen mit dem rötlichen Strahlenkreis feierlich in die Dämmerung des Wintermorgens.

„Warum nur eins?" fragte Conrad. Dann lachte er Christa an. „Ach so, – übers Jahr stecken wir das zweite an. Ja, kleine Mutter?"

„Aber Conrad! Wenn das Martha gehört hätte! Denn Martha hat das hier eingeführt mit den Bäumchen, das ist so ein Schwesternbrauch. Das eine Licht, das ist der erste Advent, und das zweite kommt schon in acht Tagen. Das weißt du ja auch ganz gut!"

„Nein, ich dachte, jedes Jahr ein Licht mehr und eine größere Tanne, bis der Christbaum brennt und die Stube voll Kinder ist!"

Christa sah ihn an, wie er da mit den beiden Armen über den Tisch gelehnt lag. Ihr Mund lächelte tapfer, aber in ihren Augen stand schüchterner Zweifel. Ihre Schwangerschaft ließ sich nicht einfach an.

„Christakind," sagte er zärtlich und griff nach ihren kalten kleinen Händen, „keine Angst. Erst muß er einmal da sein!"

„Ach, Conrad, – es ist ja kein Er, – es ist eine Sie!"

Er wurde beinahe finster. „Was wünschest du dir?" fragte er streng.

„Ich? Aber natürlich einen Jungen, Conrad!"

„Na also!"

„Aber ich glaube, hier auf Brömseshof können nur Mädchen ankommen, weißt du. Das liegt so in der Luft."

„Wenn es nach den Damen dort drüben ginge, hätten wir wohl auch nächstens so eine Art Mutterhaus," brummte Conrad. Und ich dürfte für den Nachwuchs sorgen, setzte er in Gedanken hinzu. Aber er sprach es nicht aus. Das war alles gut und recht und schön, das Bäumchenbrennen und Liedersingen und das offizielle Schmausen von Äpfeln und Pfefferkuchen im Familienkreise abends. Aber was zu viel war, war zu viel, und zu viel wurde ihm das, was er Jonathan gegenüber Sophies christlich-sozialen Hochbetrieb nannte! Die Strickschule für die Dorfkinder, die Spinnstube für die jungen Mädchen, der Frauenverein für die Mütter, — nun, das drängte sich jetzt ja geradezu auf, und kein Tag verging, ohne daß aus dem alten, zum Saal ausgebauten Wirtschaftsgebäude neben dem Hause die langgezogenen Chorgesänge erschallten, die Conrad zuerst befremdeten und mit der Zeit ärgerten. Maria leitete die Strickschule, Johanne las in der Spinnstube vor und Sophie hatte mit großem

Nachdruck den Vorsitz im Frauenverein, einer Einrichtung, die ihr Fühlung mit allen dörflichen Haushaltungen gab. Conrad konnte nicht umhin, anzuerkennen, daß hier in verhältnismäßig kurzer Zeit aus einem Gemeinwesen eine wirkliche Gemeinde geworden war. Gespräche mit dem Pfarrer belehrten ihn noch besser als Christas Berichte über das Wirken der Schwestern von den ersten Kriegsmonaten an; sie hatten mit Aufopferung geleistet, was nur zu leisten war, von der Beratung der Kriegerfrauen und der Versorgung der im Felde Stehenden mit Nachrichten und Paketen, bis zur hingebenden Pflege in den Zeiten der Grippe, die das Dorf besonders schwer heimgesucht hatte. Sie waren zu vieren oder zu fünfen gewesen und hatten sich in die Arbeit geteilt. „Von Ihren Schwestern," sagte Pastor Hoffmann nachsinnend, „sind in der Tat Ströme lebendigen Wassers ausgegangen. Vielleicht, mein lieber Freund, ist es für Sie nicht ganz einfach, sich die starke Verbundenheit zu erklären, die jetzt zwischen Dorf und Gut besteht. Auch kann ich mir wohl denken, daß Sie kaum imstande sind, den Einfluß Ihrer ältesten Schwestern zu begreifen. Ihre Schwestern gaben sich von jeher herbe und nahezu schroff, es bedurfte wohl ganz besonderer Führung, um den Schatz von Mütterlichkeit und Wärme, der in ihnen ruht, zu befreien. Doch

der Herr hat ihre Arbeit gesegnet, und es wäre wirklich ein Jammer . . ."

„Nun, – was wäre ein Jammer, Herr Pastor?" fragte Conrad, nachdem er sich ein wenig an der sichtbaren Verlegenheit des geistlichen Herrn geweidet hatte. Übrigens war er nichts weniger als angenehm berührt von den Worten, die er gehört. Er hatte jetzt so oft das Gefühl, sich in einem Traum zu befinden, auf einer mühseligen Wanderung. Rätselhafte Hemmungen schoben sich immer zwischen ihn und das Ziel. Nur nicht darüber nachdenken! „Ich weiß schon," setzte er gutmütig hinzu, um dem alten Herrn die Antwort zu ersparen, – „Sie meinen, wenn ich erst ans Ruder komme, dann fängt hier wieder das alte heidnische Regiment an. Aber ich glaube, im Grunde kennen Sie mich und meine Frau doch zu gut, um uns zuzutrauen, wir könnten als Zerstörer eines begonnenen Werkes auftreten. Freilich werde ich mich persönlich kaum um all diesen Vereinsbetrieb kümmern können, und Christa wird ja auch andere Dinge zu tun haben, als – hm . . ."

Kinderlose alte Jungfern, hatte er sagen wollen. Er kaute an seiner Pfeife und starrte nachdenklich in das lampenbeschienene milde alte Antlitz ihm gegenüber, das jetzt seltsam verschlossen vor sich hinblickte. „Es gibt ja so etwas wie Gemeindeschwe-

stern," fuhr er fort, „wir werden eine anstellen, nicht wahr. Und dann haben wir ja Maronde."

Dies war ein Versuch zu scherzen. Maronde, der Schäfer, war vor dem Kriege die Zuflucht aller Kranken des Dorfes gewesen, mehr noch als die Fräuleins vom Gut, die damals schon gern mit Wachstuchtaschen voller Verbandzeug, Traktätchen und Stärkungsmitteln in die Häuser gegangen waren. Aber damals hatte eine andere Luft geweht, und sie, die demütig kamen, wie die Boten des Urchristentums, waren sehr viel kühler empfangen worden als später, wo sie doch mehr oder weniger als die eigentliche Gutsherrschaft galten und wo die Leute ihre Überlegenheit wirklich fühlten und brauchten. Zudem hatte Wilhelm Siere solche Bemühungen seiner Stieftöchter zwar nicht gehindert, aber doch durch seine eigene Stellung zum Dorf, die immer etwas von dem Abstand des Städters behielt, gelähmt. Peter Brömse nun gar wußte sich kein dankbareres Thema für seine Neckereien, als diese freiwillige Liebesarbeit seiner Nichten. Er war dem Bauern gegenüber selbst bäurisch schlau und seine Betrachtungen darüber, daß alles, was man den Leuten antäte, von ihnen nur mürrisch als Abschlagszahlung auf später zu erweisende Dienste empfangen wurde, – sein Grundsatz, immer abzuwarten, bis der Bauer einen holte, und seine nicht

eben zarten psychologischen Auslegungen der Beweggründe „reiferer junger Mädchen" zu solcher Tätigkeit waren natürlich auch nicht ermutigend gewesen. Jedenfalls hatten Sophie und Johanne ihre Neigungen keineswegs ausleben können. Unzufrieden waren sie alle paar Jahre einmal „ausgebrochen", wie Peter Brömse das nannte, und hatten Kurse in Krankenhäusern, in Bibelanstalten mitgemacht. Auch war bekannt geworden, daß beide, jede für sich, mehr als einen Versuch gemacht hatten, Stellungen im Rahmen irgendeines großangelegten sozialen Hilfswerkes auszufüllen. Immer aber waren sie nach kurzer Zeit heimgekehrt, verdrossen Sophie, schwermütig Johanne, — beide jedesmal noch schweigsamer geworden als zuvor. Es war gewesen, als gäbe ihnen einzig der heimische Boden die Kraft, das Herz zu entfalten und fruchtbar zu wirken, und da es ihnen zu Hause versagt zu bleiben schien, diese Kraft auszuüben, waren sie wirklich auf dem Wege gewesen, das zu werden, was Conrad soeben nicht ausgesprochen hatte, — harte, alternde Jungfern.

„Maronde," sagte der Pfarrer und blickte Conrad aufmerksam an, „Maronde hat allerdings seltsame und erstaunliche Gaben. So lange er unter uns weilt, werden unsere Leute nur zum Doktor zu bringen sein, wenn sie wirklich unters Messer

müssen. Aber erstens ist Maronde ein sehr alter Mann, und dann, mein lieber Herr Siere, – Sie meinen doch wohl nicht ernstlich, daß eine Naturkraft, wie er sie darstellt, jene heilsame Vergeistigung aufwiegen kann, mit der die Tätigkeit Ihrer Schwestern das Gemeindeleben durchdringt?"

„Vergeistigung?" fragte Conrad zurück.

„Es *ist* die erste Stufe einer Vergeistigung, wenn die Leute aufhören, so kirchenscheu zu sein, wie es in unserer Gegend leider Gottes gebräuchlich ist! Ja, was Ihre Schwestern da in ihrer doch im Grunde nüchternen und wortkargen Art zustande gebracht haben, das ist mir in den dreißig Jahren meiner Amtstätigkeit nicht geglückt, – das grenzt ans Wunderbare. Ich freilich" – der Pfarrer lächelte ein wenig und sah mit einem schuldbewußten Blick zur Wand hinüber, wo die Bücherreihen im Lampenschein still erglänzten, – „ich bin kein Missionar und vielleicht auch gar kein richtiger Landpastor. Ich habe ja sogar den Pfarracker verpachtet und meine Frau läßt sich die Konfirmandengans lieber in Geld auszahlen als Spickbrüste zu rollen und unzählige Gänsekeulen einzupökeln ... So was kann unser Bauer nur schwer verstehen, – aber Gottes Wort *und* so viel wirtschaftliche Tüchtigkeit wie bei Fräulein Brömses, – ja, das macht ihm Eindruck!"

Conrad schwieg. Sein Finger fuhr die Linien der bestickten Tischdecke nach. Ohne aufzublicken sagte er dann: „Sie meinen also, daß meine Übernahme des Gutes einen – nun, nennen wir es, einen Rückschritt bedeuten würde? Denn ich, Herr Pastor, kann nicht mehr sein als ein Gutsherr nach dem alten Zuschnitt wie mein Vater – oder die Brömses, die hier gesessen haben, – eine Art Großbauer also, der mit seinen Nachbarn in Frieden auszukommen sucht, aber im übrigen nur seinen eigenen Kohl baut und seinem Pfarrer nicht in die Seelsorge hineinpfuscht..." Er hob den Kopf und lächelte; dennoch stand ein Ausdruck von Schwermut in seinen Augen. „Was Sie da von Maronde gesagt haben, das paßt vielleicht auch auf mich – das mit der Naturkraft, verstehen Sie..." redete er tastend weiter und machte mit der Hand eine ungeschickte weite Gebärde.

Hoffmann lachte etwas gezwungen und wehrte ab. Er legte ihm die Hand auf den Arm: „Lieber Siere, seit ich Sie als Knirps von sieben, acht Jahren in Hof und Ställen beobachtet habe, habe ich nie daran gezweifelt, daß Sie der geborene Gutsherr seien! Wo nun auch das Feld Ihrer zukünftigen Betätigung liegen mag, ich bin sicher, daß für Sie überall geschrieben stehen wird: Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein."

„Wo nun auch ..." fragte Conrad, der nicht richtig gehört zu haben meinte – „wo anders als hier, Herr Pastor?"

„Hm, – ganz recht. Aber selbstverständlich." Der alte Herr war jetzt seinerseits verwirrt. Ehe Conrad antworten konnte, fuhr er fort: „Ich hoffe, wir haben uns nicht mißverstanden. Ich, sehen Sie, stehe so stark unter dem Eindruck dessen, was weibliche Liebeskraft vermocht hat, nachdem sie einmal freie Bahn hatte. Was während der Kriegsjahre hier auf dem Gut geleistet wurde, – ja, das ließ mich an die alten Zeiten des Mutterrechts denken ..."

„Des Mutterrechts? Ich bin kein Gelehrter, Herr Pastor."

„Ja, des Mutterrechts, als eines Zustandes voll Frieden, Güte und Gerechtigkeit. Die Frauen regierten und die Tochter folgte auf die Mutter. Es sind vorgeschichtliche Zeiten, von denen ich spreche, Herr Siere, – aber was ich hier erlebte, das ließ mich erst an ihre Möglichkeit glauben. Haben Sie übrigens nie daran gedacht, daß Ihre Schwester Martha die gegebene Gemeindeschwester für uns wäre? Wir müssen suchen, sie auch nach dem Heimgang des alten Herrn Brömse für uns zu sichern. Sie hat ihre Kraft ja auch jetzt schon immer zur Verfügung gestellt, wenn es nötig war."

Conrad antwortete zurückhaltend und brach bald auf. –

„Ich weiß nicht, was der alte Herr hatte," sagte er abends zu Christa, „er redete unaufhaltsam und mir schien, er war in Verlegenheit. Mir kommt es überhaupt vor, als sei hier jedermann mir gegenüber verlegen, und das habe ich satt..."

Er richtete sich in seinem Bett auf und neigte sich über Christa: „Wollen wir auswandern, kleines Mädchen?" fragte er nachdenklich.

Sie legte mit einem kleinen erschrockenen Aufblick die Hände auf ihren Leib. Dann, indem sie seinen Ausdruck prüfte, sagte sie schnell und sehr ernst: „Wann du willst, Conrad. Nur: erst muß er da sein!"

„Aber ich will ja gar nicht!" Conrad warf sich beinahe empört zurück. „Ich denke ja gar nicht daran. Und wenn er da ist, erst recht nicht. Hier wird er geboren, und hier wird er bleiben. Willst du deine Kinder heimatlos machen?"

„Ich will gar nichts, Conrad, – nur dich." –

Allmählich begann im großen Hause jene besondere, auf das Fest gerichtete Geschäftigkeit, die Conrad behagte, weil sie Kindheitserinnerungen in ihm weckte. Er sprach mit Christa von diesen Er-

innerungen, und sie stellten fest, daß er von seinem zehnten Jahr an immer nur als Feriengast zu Hause gewesen war. Nach der Gymnasiastenzeit hatte er ein paar Semester auf einer landwirtschaftlichen Hochschule verbracht, und der Krieg war ausgebrochen, eben als er das erste Vierteljahr wieder ganz zu Hause gewesen war. Nun war es auf Brömse zu solchen Festzeiten früher zwar niemals übermäßig sentimental zugegangen, aber doch heiter und vor allem sehr nahrhaft. Wilhelm Siere war ein behäbiger freundlicher Mann gewesen, dem es Freude machte, Gäste zu haben und sie anständig zu bewirten. Der Mann, der nach seinem Tode in die Rechte eines Hausherrn eingetreten war, Onkel Peter nämlich, gab ihm in diesen Eigenschaften nichts nach, – im Gegenteil, die vier Jahre, die er seiner verwitweten Cousine zur Seite gestanden hatte, waren mit Ausnahme des Trauerjahres die lautesten und lustigsten gewesen, die Brömseshof je erlebt hatte. Nur daß es andere Gäste waren, die er heranzog, da er bei den Gutsbesitzern der Umgegend merkwürdig wenig beliebt war. So schien es den Kindern, – so hatte Conrad es jedenfalls aufgefaßt. Es hatte in jener Zeit viel städtische Gäste auf Brömseshof gegeben, Geschäftsfreunde Peter Brömses mit ihren Frauen und Schulfreunde der Kinder. Die Siereschen Verwandten hatten

sich auch noch zuweilen eingefunden; dann freilich waren Absagen von ihnen gekommen, und schließlich, – im Winter vor dem Ausbruch des Krieges, – da war Peter Brömse ja krank geworden und das lustige Leben hatte ein jähes Ende genommen. – Als Conrad, angeregt durch die Geräusche und Gerüche des Schlachtens und Backens, sich in solche Erinnerungen vertiefte, stellte er nachdenklich fest, daß er jetzt, – jetzt erst völlig, – merke, wie anders das Leben zu Hause geworden sei. „Denn so wie jetzt, – Christa, – nun, jetzt vor Weihnachten, und nur weil Weihnachten kommt, – so ging es früher doch eigentlich immer hier zu. Meinst du nicht?" Er grübelte. Die Mutter freilich war ehemals nicht viel anders gewesen als jetzt. Knapp hatte sie ihre Anordnungen getroffen, schweigsam den Haushalt regiert, wortkarg war sie den Gästen begegnet. Der Mutter hatte wohl nie viel am breiten Leben gelegen und darin waren Sophie und Johanne, – darin waren auch die Siereschen Töchter ihr nachgeschlagen. Jonathan war im Grunde ein Einsiedler und nicht erst seit seine Blindheit ihn von der Welt schied. Kein Wunder, daß er so geworden ist, wie er ist, dachte Conrad und atmete erleichtert auf, als wiche ihm durch diese Einsicht ein Druck von der Brust. „Was ich nicht begreife, ist nur, daß die Umgegend uns so plötzlich aufgegeben zu haben

scheint. Onkel Peter ist doch nun ausgeschaltet und ich verstehe nicht, daß die Kriegszeit die alten Freunde nicht wieder zu Mutter gebracht hat. Es fragt ja keine Katze nach uns, und wo ich jemand am dritten Ort treffe, wie neulich Vegesack oder Klotz, so zeigen sie nicht gerade Wiedersehensfreude, — im Gegenteil, sie zeigen mir einfach die kalte Schulter." Conrad hielt diesen Monolog auf einem Spaziergang im Schnee, — es war ein Monolog, denn Christa ging neben ihm her ohne zu antworten. Wenn er sie angeblickt hätte, so würde ihm vielleicht der sonderbar gequälte Zug um ihren Mund aufgefallen sein, — aber er sah sie nicht an. Denn er wußte recht gut, daß er diesen Ausdruck nicht sehen wollte, so wenig als er Antwort auf seine Fragen wollte. Er wußte es, — und so wußte es wohl auch Christa, — daß er ihr nur mitteilen mußte, diese Fragen wären in ihm, — daß sie wissen sollte: nein, er war nicht ruhig, sah nicht unbewegt dieser Verwandlung zu. Aber um Gottes willen, möchte nur sie nicht dran rühren! Er hatte Angst. Kein Mensch wußte das, nur sie allein. Sie kam zu ihm, wenn er an der Drechselbank saß oder an seinem Schreibtisch vor irgendeinem landwirtschaftlichen Buch und über die Blätter hinweg ins Leere starrte, — sie kam und ohne zu reden zog sie seinen Kopf an ihre Brust, drängte sich gegen ihn, daß er den Arm

um sie legen und ihre Nähe fühlen mußte, ganz warm, ganz sicher. – „Christa," sagte er, und in seinem Ton lag etwas, das sie auch jetzt veranlaßte, sich an ihn zu lehnen, – „Christa – in Deutschland kann ich nirgends anders leben als hier ..." Er hob den Stock und wies in die Runde. Sie standen auf dem hohen Ufer jenseits des Sees. Die weite Mulde des flachen Tals lag nach dem ersten großen Schneefall wunderbar sanft und beruhigt da. Drunten glänzte matt die überfrorene Scheibe des Sees. Das Gehölz klagte nicht mehr schwarz und kahl zum Himmel empor, das harte Gezack der Äste, vom Schnee umformt, ging über in die unendlichen bläulichen Flächen des Ackerlandes dort drüben. Gasthof und Dorf lagen eingebettet in Weiß; über den Dächern stand hier und dort eine Rauchsäule in der stillen Luft ...

„Nein," flüsterte Christa kaum hörbar, – „es wäre auch unnatürlich." Plötzlich wandte sie den Kopf und drückte seinen Arm. Um die Ecke des Wäldchens war eine Gestalt gekommen und näherte sich ihnen lautlos auf dem schmalen ausgetretenen Pfade zwischen Feldrain und Abhang. Es war Johanne; übrigens war sie allem Anschein nach tief in Gedanken und sah erst auf, als sie nahe bei ihnen war. Auf ihrem großen Gesicht, über dem wie immer ein etwas zu kleiner grüner Jägerhut

saß, lag ein Ausdruck gramvollen Grübelns, der sich für einen Augenblick seltsam vertiefte, als sie des Paares ansichtig wurde. Dann freilich lächelte sie; sie hatte eine Art, die Augenbrauen ein wenig zu heben und mit dem Mund zu lächeln, während die Augen dies Lächeln in Frage stellten. „Ja," sagte sie, „gerade hierher wollte ich auch ..."

Sie schob ihre Hand unter den freien Arm Christas. „Der Schnee ist ein Glück. Möchte er jetzt nur bleiben bis März!"

„Und die Kinder freuen sich auch ..."

Vom Dorf scholl das verworrene selige Geschrei, das der Winter immer auslöst, gedämpft herüber. Ein Schlitten durchklingelte es hell und verhallte.

„Ist der kleine Schlitten eigentlich im Stande?" fragte Conrad auflauschend, „der mit dem Schwan? Mein Gott, wie sehr ich den Winter vergessen habe, — an das Schlittenfahren habe ich noch gar nicht gedacht."

„Aber in Sibirien?"

„In Sibirien, — freilich, — da gab es Schnee. Aber gut ist der Winter nur hier ..."

„Werden deine Füße nicht kalt, Christa?" fragte Johanne und blickte so besorgt auf Christas kleine Stiefel und dann in ihr Gesicht, daß Conrad eine sonderbare Regung von Eifersucht fühlte.

„Natürlich! Gehen wir!"

Auf dem schief abfallenden Wege glitt Christa einmal aus, und plötzlich hatte er sie in seinen Armen und trug sie das letzte Stück bis zum ebenen Pfade am See. „Wenn du nicht besser acht gibst auf dich und auf ihn ..."

„Aber Conrad! Hanne, – sieh nur, – ist er nicht stark?"

Johanne war ihnen mit stillem Lächeln gefolgt. Jetzt sagte sie, während sie zu Dreien nebeneinander gingen, langsam, als falle die Formung des Gedankens zum Wort ihr nicht leicht: „Wenn der Schnee gekommen ist, fühle ich immer zum erstenmal im Jahre Ruhe. Dann ist einmal nichts zu bedenken. Wenn ich abends im Bett liege, schlafe ich gleich ein, – der Schlaf kommt wie Schnee."

Nach einer Weile fuhr sie fort: „Sonst ist es oft sonderbar, – ich muß an jeden Fleck Erde denken, an sein Wachstum und wie ihm das Wetter gerade bekommt, – und ich fühle das Gute und ich fühle das Böse so stark, – so – als sei ich es selbst, – ja, da liege ich manchmal bis zum Morgen im Halbschlaf und fühle meinen Körper wie das ganze Land. Es ist alles auf mir und in mir. Und wenn es in der Ernte lange regnet, so daß die Frucht faulen muß, das ist am schlimmsten, – nein, schlimmer noch ist Hitze und Dürre im Mai. Aber Schnee ist gut."

Conrad erwiderte nichts. Johanne hatte ausgesprochen, was ihm selbst durch den Kopf ging, nur in anderem Zusammenhang. Als er die Flur von dort oben aus so versunken in Schlaf und Schnee hatte liegen sehen, war auch über ihn Ruhe gekommen, als sei nun für eine Weile alles zugedeckt und versenkt, was quälte und zum Handeln aufrief. Der Schnee möchte lange bleiben, hatte auch er gewünscht. Niemand konnte mehr draußen arbeiten, – die fortwährenden Feldfahrten von Johanne hatten ein Ende. Jetzt erst, meinte er, würde er die Gelassenheit finden, sich in Zukunftspläne zu vertiefen. Und jenes Gefühl, jenes wunderbare Gefühl der Verschmelzung von seinem eigenen Fleisch und Blut mit dem heimischen Grund und Boden, von dem Johanne gesprochen, – es war für ihn eins geworden mit dem körperhaften Bewußtsein von Christas jungem gesegneten Leibe. Das hatte er dort oben gefühlt, – ein paar starke beseligende Herzschläge lang, – Christa, er und das Geheimnis in ihrem Schoß, wie sie die lange, tiefe Winternacht miteinander ruhten, – und draußen derselbe hingegebene dunkle, fruchtbare Schlaf der Erde unter dem Schnee. Wenn das Korn, das da überwinterte, geschnitten ward, würde das Kind da sein, – und alles gut, – alles klar. Und da kam Johanne und sagte, das Land, das sei *sie*, und sagte es mit den

stockenden Worten eines Weibes, das sein Geheimnis offenbart, ohne es ganz zu wissen, – ja, sie lächelte hilflos wie ein Mensch, der nicht gewohnt ist, daß sein Gefühl Gewalt über seine Zunge bekommt. Sie sah über Christas gesenkten Kopf zu ihm hinüber und fügte kopfschüttelnd hinzu: „Wie das sonderbar ist, nicht zu wissen, wo du selbst aufhörst und die Erde anfängt, – es ist nicht zu sagen ..."

An diesem Nachmittag fuhr Conrad zum erstenmal allein nach Lohme. Er ließ den kleinen Schlitten anspannen und suchte Eberlein auf, um den Abend mit ihm im Ratskeller zu verbringen. Als er durch das silberbläuliche Mondlicht der lautlosen Schneenacht zurücksauste, fühlte er mehr als nur die Befreiung von dem Eindruck des Nachmittags, – dem Eindruck, daß er etwas wie einen Mord begehen würde, wenn er Johanne aus Brömseshof verdrängte. Er hatte überhaupt alle quälenden Gedanken vergessen, so meinte er. Als er auf Christas Bettrand saß und sie seine kalten Hände an ihre Brust zog, um sie zu wärmen, da sagte er es auch. „Ich bin jetzt ganz im Gleichgewicht," versicherte er ihr, – „ich muß einfach manchmal unter Menschen, bis die Sache hier im klaren ist. Ich werde mich den Teufel drum kümmern, ob Sophie mein Verkehr paßt. Und das nächste Mal fährst du mit."

Christa nickte. Ihre Augen hingen mit leidenschaftlicher, trotziger Hingabe an seinem Gesicht. „Ja, – was bleibt uns auch übrig," flüsterte sie.

„Wie meinst du das?" fragte er, gleich wieder unsicher werdend und forschte in ihren Augen. Sie wandte den Kopf ab. „Nichts," flüsterte sie – „komm schlafen!" –

Schlafen. Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen. Auf Jagd gehen. Mit Eberlein trinken. All das war besser, als denken! All das diente dem einen Zweck, die Entscheidung hinauszuziehen. Er war nicht heimgekommen, um seiner Familie das Weihnachtsfest zu verderben. Er wollte lieber den ganzen Tag Holz hacken, um das zu vermeiden.

Er versuchte dieses buchstäblich und ging daran, eine Ladung Brennholz zu verarbeiten, die eben angefahren war und an deren Zerkleinerung die damit beauftragten Knechte sich machen wollten. Es war an einem blauen reifstarrenden Dezembermorgen. Conrad kam mit den Schlittschuhen über den Hof, er war schlechter Laune. Mit gerunzelter Stirn blieb er stehen und sah eine Weile zu. Plötzlich warf er die Schlittschuhe hin und trat näher. „Gib einmal her!" sagte er und nahm dem Knecht, der die zersägten Klötze zerteilte, die Axt aus der Hand. Nach einer Minute war er der Magie des in seiner Hand sausenden blanken Eisens, dem krachenden

Rhythmus der sich spaltenden Scheite verfallen. Er nickte dem dummlich glotzenden Knecht freundlich zu: „Du kannst gehen!" warf die Joppe ab und arbeitete in der Wollweste weiter. Der alte Tagelöhner, der die Säge handhabte, schielte von der Seite nach seinem neuen Genossen, grinste vor sich hin und beeilte sich, um nicht zurückzubleiben. Conrad wurde warm und vergnügt. In den kurzen Pausen, wenn er sich nach neuen Klötzen bückte, fühlte er seine Glieder gelöst, sein Blut schnell und wohlig kreisen. Er bemerkte gar nicht, daß der Hof belebter war als sonst um diese Stunde, daß mit der Zeit scheinbar alles, was eigentlich in den Ställen zu tun hatte, seinen Weg hier an dieser abgelegenen Ecke vorbei fand und in aller Eile ein paar Augen voll „vom jungen Herrn Siere beim Holzhacken" mitnahm. Er arbeitete, daß es nur so krachte. Er war nicht heimgekommen, um seiner alten Mutter Unfrieden in ihre letzte Lebenszeit zu tragen. Lieber würde er sein Leben lang Holz hacken, sei es, wo es sei, — Christa und er waren jung... Er stützte die Axt auf den Klotz; sein Atem rauchte. Da sah er Christa drüben am Fenster stehen und winkte hinüber. „Hallo, Christa!" schrie er lustig, „bring mir mal den Korn heraus, — aber gleich zwei Gläser!" Christa kam, gehorsam und etwas verängstigt. „Am Bureaufenster steht Sophie," flüsterte sie, während

sie ihm die Gläser zum Einschenken hinhielt. „Sie freut sich gewiß, wie hier gearbeitet wird," meinte er gleichmütig. „Na, prost, Vater Kietz!" Der Alte trank. „Herr Siere arbeitet ja, daß die Schwarte knackt!" sagte er achtungsvoll und schob einen neuen Priem in den Mundwinkel.

Was Sophie später sagte, klang weniger anerkennend. Es gipfelte in dem Satz, daß „nur ganz hohe Herren es sich unbeschadet ihres Ansehens erlauben könnten, Knechtsarbeit zu tun". Doch war alles beiläufig vorgebracht und klang aus in ein: „Tu, was du nicht lassen kannst!" das Conrad mehr als alles andere verstimmte. Um abzulenken, — es war bei Tisch und das leidende Antlitz der Mutter legte ihm Zurückhaltung auf, — lud er die Kinder ein, am Nachmittag mit aufs Eis zu kommen. Es gab verlangende kleine Gesichter, die sogleich trübselig wurden, denn Maria fuhr auf: „Keinesfalls! Damit ich auch euch noch ..." Nun erinnerte sich Conrad, daß Maria einmal von allen Schwestern die beste und auch die eifrigste Schlittschuhläuferin gewesen war. „Komm du doch auch mit!" sagte er unwillkürlich. Lieber Gott, was er auch dächte, — die Zeiten wären wohl für immer vorüber. Dabei fuhr sie sich jedoch mit der Hand übers Gesicht, als wolle sie den aufgehenden Ausdruck verschämter Freude dort wegwischen, was aber nicht ganz ge-

lang, denn als sie nun auf die Kinder sah, lächelte sie plötzlich und sagte: „Meinetwegen." – Dann stand sie gleich vom Tisch auf und ging hinaus, als wollte sie nichts mehr hinzugefügt haben; die Mahlzeit war auch vorüber. Nun war zwar ihr Lächeln, – das erste vielleicht, das Conrad seit seiner Heimkehr von ihr gesehen, – welk und kränklich gewesen, wie eine vom Frost getroffene Blüte. Als Conrad jedoch eine Stunde später den Stuhlschlitten mit den beiden kleinen Mädchen über die Eisfläche fliegen ließ, löste sich eine Gestalt vom verschneiten Ufer, und vom Jubel der Kinder empfangen, nahte sich da Maria auf Schlittschuhen, die Hände im Muff und unter der dunklen Pelzhaube jünger und rosiger hervorschauend als sonst. Sie blickte zunächst nur auf die Kinder und sagte: „Ich hielt es denn doch für meine Pflicht. Und da ich meine Schlittschuhe in der Bodenkammer noch vorfand, sah ich nicht ein, warum ich mir am Ufer kalte Füße holen sollte . . ." Dabei aber zog sie bereits ein paar Kreise, und Conrad beobachtete nicht ohne leise Verwunderung, wie spielend die schwerer gewordene und aller Anmut entwöhnte Gestalt den Schwung von ehemals wiederfand. Er bot ihr wie selbstverständlich die Hände, – die Kinder begannen, sich auf eigene Faust zu belustigen, – und bald glitten sie seltsam einträchtig dahin. Der dumpfe, gleichmäßige Laut des schleifen-

den Stahls, der einmütige Takt, dem ihrer beider Körper gehorchten, erzeugten eine Stimmung zeitloser Verbundenheit. Nicht eher als jetzt kam es Conrad zum Bewußtsein, daß Maria einmal seine hübscheste Schwester gewesen war, deren reine, blühende Haut, deren klare Augen und deren silbern blondes, seidiges Haar ihn stolz gemacht hatten, wenn er Freunde nach Hause brachte. Er sah von der Seite auf sie und erinnerte sich, daß ihm Janichius nicht gut genug für sie erschienen war, daß er ihren Geschmack nicht begriffen und etwas wie unpersönliche, zornige Eifersucht auf den trockenen Kauz empfunden hatte, den er und Jonathan heimlich als den „Sandmann", den „Wüstenspringer" und als Produkt der Sahara zu bezeichnen pflegten. Im Augenblick wenigstens schien er vergessen, dieser Janichius, der schuld an dem grämlichen Zug und den vorzeitigen Falten in Marias weichem Gesicht war, – Conrad war überzeugt, daß sie nicht erst nach seinem Tode entstanden waren. Im Augenblick hatte Maria den Kopf erhoben und die Lippen leicht geöffnet; sie waren gerötet und Farbe lag auf ihren Wangen. „Als wir das letztemal so liefen," sagte sie, „war Hermann Olfers dabei, – weißt du es noch? Es war in den Weihnachtsferien, du hattest ihn mitgebracht. Das ist sieben Jahre her ..."

„Und sechs Jahre ist er nun tot. Und der, — und der —" Conrad nannte ein paar Namen von Freunden, die im Felde geblieben waren. — Die Schlittschuhe schurrten eintönig; die sinkende Sonne stand groß und feurig über dem Rande des hohen Ufers.

„Mein Gott, — wer ist nicht tot?" sagte Maria bitter. Conrad faßte ihre Hände jählings fester.

„Wir!" sagte er stark, und sein Ton zwang sie, ihm in die Augen zu sehen. Aber ihr Blick war zweifelnd und glitt zurück.

„Du hast leicht reden," murmelte sie, „du hast Christa." Dann, ehe er antworten konnte, fuhr sie mühsam fort, als koste das Zugeständnis sie Kraft: „Du hast aber recht, — nur — man vergißt so leicht, daß man lebt. Ich hatte doch Janichius geheiratet, um von zu Hause fortzukommen, weil ich es nicht mehr aushielt, — und was habe ich nun? Ich sitze wieder auf Brömse, und alles ist schlimmer als je . . ."

„Ja," flüsterte er hastig und preßte ihre Hände wieder, „ja, nicht wahr, es ist schlimmer als je! Aber wodurch? Kannst du mir nicht sagen, wodurch?"

Er stieß diese Frage ohne Absicht hervor. Marias Worte hatten an ein übervolles Gefäß gerührt und es hatte nur dieses leisen Anstoßes bedurft, damit der bittere Inhalt über den Rand spränge. Gleich

aber fühlte er ein schreckhaftes Zucken in den Händen, die von seinen umspannt waren, und die Augen der Schwester, die er suchte, wichen ihm aus. „Da kommt Christa!" sagte Maria befreit. Christa kam laufend und gleitend vom Ufer her, sie hatte versprochen, Conrad wenigstens abzuholen. Ihr lächelndes Gesicht wurde angstvoll, als sie näher kam und seinen Ausdruck erkennen konnte. „Was ist?" flüsterte sie, während Maria allein den Kindern nachlief. Er sah sie an wie ein Gefesselter, der gefragt wird, warum er die Hände nicht rührt. Sie senkte den Blick.

Eine Minute später hatte er sie in den Schlitten gepackt und ließ ihn wie in einem Wirbelsturm um die Mitte des Sees kreisen. Die Kinder kreischten und jauchzten, Christa klammerte sich fest und bat lachend um Gnade, — Maria warnte und schalt. Der Heimweg verlief als wildes Schneeballgefecht zwischen Onkel und Nichten.

Auf dem Hof angelangt, befahl er, den großen Schlitten anzuspannen, und sagte Christa erst dann, sie möchte sich für eine Fahrt nach Lohme bereitmachen, er habe Weihnachtseinkäufe vor. Auf ihren schüchternen Einwand, daß er ja die von der Reise mitgebrachten Geschenke noch zu verteilen habe, da er damals im Ärger über die Ausquartierung ins Inspektorhaus alles zurückbehalten

und nur der Mutter und Jonathan das Ihre gegeben hatte, sagte er finster und kurz: „Gleichviel, — ich muß in die Stadt!" Am Kaffeetisch fragte er dann, ob etwa jemand mitfahren wolle, oder ob etwas besorgt werden könne. Sein Ton jedoch war mehr herausfordernd als liebenswürdig. Sophie erwiderte, sie habe ja ihre Geschäfte in Lohme gestern erledigt, warum er da nicht mitgefahren sei. Als er lachend antwortete, er zöge es vor, den Abend in seine Stadtfahrten einzubeziehen, verließ sie das Zimmer. Gleich sprang auch Conrad auf, aber nur, um hinter den Stuhl der Mutter zu treten, sich über sie zu beugen und, die Hand auf ihrer Schulter, zu fragen, ob sie ihm denn keinen Auftrag geben wolle, — er müsse nun einmal nach Lohme, er halte das Stillsitzen heute nicht aus. Die alte Frau sah zu ihm auf, ihre Lippen bebten, sie setzte zum Sprechen an, aber kein Ton kam heraus. Plötzlich neigte sich Jonathan vor und fragte, was denn heute für ein Datum sei? Ob man etwa den Neunzehnten habe? Freilich sei heute der Neunzehnte, rief Maria, — und sie müsse nun schleunigst in die Küche, wo heute das letzte gebacken werde. Doch wenn sie ein paar Zitronen mitgebracht bekäme, würde sie dankbar sein. Das sei das Seltsame seines Lebens im Dunkeln, sagte nun Jonathan wieder, daß es keine zählbaren Abschnitte darin gäbe. Wie er zuweilen am

Tage schlafen ginge, wenn sein Körper es wünschte, und in der Nacht aufstand, um sich an die Arbeit zu setzen, so fiele er immer wieder aus jeglicher Zeiteinteilung sehender Menschen heraus. Wenn aber heute wirklich der Neunzehnte wäre, ja, dann hätte Eberlein heute um halb sechs Uhr die Hauptprobe zu seiner Weihnachtskantate in der Kirche...

„Willst du das gern hören? Willst du mit? Das ist ja herrlich!" Jetzt fiel es Martha plötzlich ein, daß sie aus der Apotheke eine Einreibung für Onkel Peters gichtische Beine brauche; auch könne es nie schaden, wenn ein Vorrat von Aspirin im Hause wäre. Johanne äußerte nachdenklich den Wunsch nach einem Paar Einlegesohlen. „Selbstverständlich! Wird alles besorgt!" rief Conrad und schrieb eifrig in sein Notizbuch, während Christa dem Blinden half, in Pelz und Überschuhe zu kommen. Als das Schellengeläut des Schlittens und Mischas Peitschenknallen vor der Haustür erklang, hob Frau Siere, die dem allen stumm beigewohnt hatte, den Kopf: „Conrad!" rief sie schwach dem schon Hinausgehenden nach.

„Ja, Mutter!"

Sie winkte ihn zu sich und legte ihre Hand auf seine. „So bring ein Fläschchen Kirschwasser für Onkel Peter mit," flüsterte sie, „vom allerbesten! Und gib es mir, wenn wir allein sind, — Martha

will ja nicht, daß er Alkohol bekommt, aber was liegt schon daran!"

„Ausgezeichnet! Freut ihn nicht sonst noch etwas?"

Frau Siere zögerte. „Thorner Kathrinchen aß er immer sehr gern, und die sind ja auch weich ..."

„Gut! Und du, Mutter? Gar nichts für dich?"

„Ach, – ich!" – Sie machte ihre müde Bewegung mit der Hand.

„Ißt du gar nichts gern?"

„Nun, ich esse dann einmal ein Kathrinchen, – geh nur, geh jetzt, Kind! Die Pferde ..."

Diese Fahrt verlief in ihrer ersten Hälfte so, wie es nicht besser hätte gewünscht werden können. Bei der Andreaskirche wurde Halt gemacht, und während Christa den Blinden begleitete und mit ihm zwischen den bereiften Linden hindurch in dem spitzbogigen Portal des Backsteinbaues verschwand, schickte Conrad den Kutscher in einen Gasthof am Markt, wo er ausspannen sollte, um dann Punkt zehn Uhr vor dem Ratskeller zu halten. Er selbst stand noch eine Weile auf dem Kirchplatz und lauschte auf Orgelklang und Chorgesang. Schließlich wandte er sich seinen Besorgungen zu, erledigte sie aufs gewissenhafteste und schlenderte dann in den engen Straßen umher, die bunten kleinen Schaufenster

musternd und die nagende Unruhe in der eigenen Brust über dem harmlos wichtigen Festgetriebe des Städtchens vergessend. Als er dann Christa und Jonathan im Ratskeller getroffen hatte, war auch Eberlein nicht mehr lange ausgeblieben. Er brachte zwei junge Mädchen und einen Herrn, Mitglieder seines Kirchenchors, mit, und man fand sich zu einer so angeregten Tafelrunde zusammen, daß es um zehn Uhr durchaus unmöglich schien, sich schon zu trennen. Der pünktliche Mischa also wurde noch einmal weggeschickt und auf zwölf Uhr wieder bestellt; es wurde indessen mehr als halbeins, ohne daß er vorfuhr, und da nun der Kellner begann, in augenfälliger Weise durch Aufräumen, Gähnen und Rechnungvorlegen die nahe bevorstehende Schließung des Lokals anzudeuten, hatte Conrad sich aufgemacht, den Säumigen zu suchen und hatte ihn aus der Gaststube des „Schwarzen Adlers" herausgeholt, wo er ihn hinter seinem Schnapsglas schlafend fand. Die Kreidestriche auf dem Tisch, die Conrad bereitwillig löschte, ergaben, daß es durchaus nicht das eine Glas allein gewesen war, nach dessen Einverleibung Mischa seinem Schlafbedürfnis erlegen. Das Anspannen gelang mit Conrads Hilfe, ebenso brachte Mischa den Schlitten mit leidlicher Sicherheit vor das Rathaus. Hier wartete die Gesellschaft schon unter einer Straßenlaterne, und während

Conrad Christa und Jonathan beim Einsteigen half und in Decken und Fußsäcke verpackte, hielt Eberlein eine von Schwedenpunsch befeuerte Ansprache an Mischa, die die Damen vom Kirchenchor kichernd akkompagnierten und der Mischa in einer so hingegebenen Schiefneigung seines ganzen unförmig vermummten Körpers lauschte, daß Christa sich plötzlich gedrungen fühlte, zu sagen: „Wenn Mischa uns nur heute richtig nach Hause bringt! Ich glaube, er hat zu viel ..." Darauf wandte sich aber Mischa derart majestätisch nach ihr um und sagte so vorwurfsvoll: „Aber, gnädige Frau! Fährt sich Mischa wunderbar, wenn getrunken hat!" daß die Besorgnis in Heiterkeit unterging. Der Schlitten setzte sich also unter den begeisterten Abschiedsrufen der Zurückbleibenden in Bewegung, nachdem Conrad die ganze Gesellschaft für einen der Tage zwischen Weihnachten und Neujahr zu sich eingeladen hatte, ohne den leisen warnenden Druck von Christas Fuß zu beachten. Solange Mischa durch den Bezirk der städtischen Laternen und der deutlich abgegrenzten Straßen zu lenken hatte, hielt er die Richtung mustergültig inne. Draußen auf der Landstraße, in dem matten Licht, mit dem die verschneiten Felder unter einem dunstigen Sternhimmel leuchteten, wurde es anders. Conrad war gerade darauf aufmerksam geworden, daß der Kutscher vor

sich hin murmelte, den Pferden aufmunternd zusprach und durch plötzliches Reißen am Zügel die Mitte der Straße wieder zu gewinnen suchte, als das Unglück auch schon geschehen war: hier, wo die Straße sich teilte, war Mischa zu spät abgebogen, der Schlitten geriet mit der rechten Kufe über den Rand des Grabens hinaus. Er kippte, und ehe seine Insassen sich über das Geschehene klar waren, lagen sie schon alle im Schnee. Nun hatten sich Conrad und der Kutscher durch irgendwelche instinktmäßige Bewegung so verhalten, daß sie schnell wieder auf den Füßen standen. Anders war es mit Christa und Jonathan, die allzufest in den verschiedenen Umhüllungen steckten. Zudem war Jonathan auf Christa gefallen, und mit tödlichem Erschrecken erkannte Conrad die Gefahr, zu der dieser an sich harmlose Unfall in ihrem Zustande werden konnte. Plötzlich völlig ernüchtert, riß er den Bruder hoch und grub Christa aus dem Schnee des Grabens heraus. Übrigens lachte und prustete sie, schüttelte sich und rief: „Aber so führe doch Jonathan auf die Straße hinaus! Er steht ja bis an die Knie im Schnee!" Gleich darauf aber bückte sie sich ein wenig in sich selbst zusammen. „Was ist denn das? Wenn das nur nicht..." Und solange Conrad, nun voll Angst und voller Selbstvorwürfe, mit zusammengebissenen Zähnen stumm arbeitete, um den Schlit-

ten mit Mischa aufzurichten, stand sie an einen Baum gelehnt und holte tief und zuweilen ein wenig ächzend Atem. Dann, als er sie hineinhob, versicherte sie, ihr sei besser. Da Jonathan den ganzen Vorfall in ein komisches Licht zu rücken verstand und meinte, er habe sich an diesem Abend endlich einmal wieder als Mensch und als Mann fühlen dürfen und sei in Berührung mit der Wirklichkeit gekommen, so kehrte ihnen allen allmählich die heitere Stimmung des Abends zurück. Sie beschlossen, der Familie gegenüber das kleine Unglück zu verschweigen, und nachdem Jonathan im Gutshause abgesetzt war, nahm sich Conrad beim Aussteigen den Kutscher vor, sagte ihm noch einmal kurz und gründlich seine Meinung und gebot ihm eindringlich, den Mund über das Ganze zu halten, wenn er keine weitere Unannehmlichkeiten haben wolle. Mischa versprach denn auch sehr zerknirscht Besserung und Stillschweigen. Indessen war erstens infolge des Schellengeläutes ihre späte Heimkehr durchaus nicht unbemerkt geblieben. Sodann war Jonathan am nächsten Morgen mit einer starken Erkältung erwacht und Christa, die eine gute Nacht gehabt hatte, fühlte beim Aufstehen Schmerzen, die sie zwangen, sich niederzulegen, so daß Conrad sogleich telephonisch den Arzt aus Lohme herbeirief. Durch all diese Umstände, und nicht zuletzt durch

das weinerliche Elend, in dem sich Mischa infolge seines gestrigen Rausches befand und in dem er, sich selbst anklagend, doch alles ausplauderte, war das nächtliche Ereignis schon vor dem ersten Frühstück auf Brömseshof bekannt. Conrad fand sein und Christas stilles kleines Schlafzimmer unversehens als Schauplatz einer aufgeregten Zusammenkunft seiner sämtlichen Schwestern vor, der erst das Erscheinen des Arztes ein Ende machte. Da dieser nach der Untersuchung erklärte, nur bei streng eingehaltener Bettruhe könne er dafür einstehen, daß die junge Frau ihrer Hoffnung nicht verlustig gehen würde, so wurde der Ausflug nach Lohme in aller Augen nachträglich gleichsam mit dem Urteil einer grenzenlos leichtsinnigen Unternehmung gestempelt. Ein schwacher Verteidigungsversuch Conrads, der zornig sagte, das habe man nun davon, wenn man einen versoffenen Muschik zum Kutscher nehme, schlug Sophie mit der hervorgeschnaubten Frage nieder, ob Mischa gestern etwa der einzig Benebelte gewesen wäre? –

Unter diesen Umständen wurde Wirklichkeit, was Conrad und Christa sich heimlich gewünscht hatten: sie nahmen in den nächsten Wochen alle Mahlzeiten zu zweien und in ihrer eigenen Wohnung ein und vor allem, sie verbrachten den Weihnachtsabend allein und nicht im großen Familienkreise. An die-

sem Abend war Conrad sehr glücklich. Er hatte selbst ein Bäumchen aus dem Walde geholt und geschmückt, und als die Lichter brannten und seine Geschenke auf Christas Bettdecke ausgebreitet lagen, als sie dann Punsch tranken und plauderten, fühlte er einmal nichts als nahe herzerwärmende Gegenwart. Christas Befinden gab zu keinerlei Unruhe Anlaß; die Schwestern hatten ihnen in den letzten Tagen durch Fürsorge und Hilfsbereitschaft nichts als Liebes erwiesen. Conrad hatte Maria seine Gaben zum Aufbauen anvertraut und versprochen, im Laufe des Abends einmal hinüberzukommen. So riß er sich gegen zehn Uhr los und ging über den Hof. Aufseufzend fühlte er den Zauber der kleinen Krankenstube von sich weichen. Da hatte er nun fünf Tage ausschließlich für Christa gelebt, war für sie nach Lohme gefahren, wenn es nötig war, hatte sie aber sonst keinen Augenblick verlassen. Auf diese Weise war er auch der Teilnahme an allen offiziellen Weihnachtsfeiern mit den Dorfkindern, den alten Frauen im Rohrbruch und den Gutsleuten aus dem Wege gegangen. Er gestand es sich ein, daß er im stillen froh gewesen war, einen Vorwand gehabt zu haben, dem allen fern zu bleiben. Eifersucht, sagte er sich, jawohl, ganz recht, Eifersucht auf den Dank, den die Schwestern da ernteten, war es, die ihn immer ein wenig quälte. Das war freilich nicht

schön, – aber mein Gott, war es nicht im Grunde verständlich? Nächstes Jahr, wenn er und Christa alles selbst vorbereitet haben würden, dann wollte er mit dem ganzen Dorf Weihnachten feiern. Aber solange er hier nicht als Gutsherr saß, solange war er Privatmann. Eifersucht, – oder war es Feigheit? Angst vor den Blicken der Leute, in denen etwas lag, – etwas, das ihm alle Sicherheit nahm? „Oh, ich werde verrückt," murmelte er und riß die Mütze vom Kopf, um die Stirn mit der Hand zu umklammern. Gleich nach dem Fest wollte er Klarheit schaffen, koste es, was es wolle! Gleich nach dem Fest, – nein, sagen wir, – gleich nach Neujahr!

Er stieß die Haustür auf, warf den Mantel ab und trat jäh ins Zimmer. Da war es, das altgewohnte, nie vergessene Bild: vor dem hohen Stehspiegel in der Ecke der Weihnachtsbaum, in warmer Buntheit leuchtend und glitzernd wie einst, und an den Wänden entlang die langen weißgedeckten Tafeln mit den Geschenken. Es roch behaglich nach Wachs und angesengten Tannenzweigen, nach Äpfeln, braunen Kuchen und Arrak. Auf dem großen runden Tisch in der Sofaecke brannte die Moderateurlampe. Dort saß die Familie um ein Gesellschaftsspiel, das die Kinder bekommen hatten, versammelt. Es wurde gewürfelt, gelacht und gescholten, kurz, es herrschte eine echte, harmlose Fröh-

lichkeit und Conrad sah mit Erstaunen sogar auf den Zügen der Mutter etwas wie Heiterkeit. Er hatte das seit er zurück war, noch niemals erlebt. Jonathan, zwischen den Kindern sitzend, tat phantastische Würfe mit dem ledernen Becher und ward von seinen Nichten ob seines Glücks bejauchzt und beneidet. Nur einer saß abseits, – Onkel Peter. Er hatte seinen Platz in der Ecke unter dem Weihnachtsbaum und spähte dort aus dem Schatten trübe und unruhig zu den anderen hinüber, während er mit den Händen unablässig die Lehnen seines Sessels oder seine von einer Decke verhüllten Knie rieb.

Es war nur ein Augenblick, daß Conrad dort auf der Schwelle stand und dies Bild übersah, – ein Augenblick nur und dennoch Zeit genug, um fröstelnd zu erleben, daß sein Kommen eine Stimmung zerriß, die ohne ihn vollkommen gewesen war. Er zögerte. Dann schloß er die Tür, und die Erstarrung der ihm bei seinem Eintreten jäh zugewandten Gesichter löste sich. „Christa läßt grüßen," sagte er nun mit belegter Stimme und fühlte zugleich den heißen Wunsch, umzukehren und zurückzulaufen, – zu Christa. War er wirklich seit seiner Wiederkunft noch niemals ohne Christa inmitten der Seinen gewesen und war es denn sie allein, die ihm dies alles erträglich gemacht hatte, – diese seltsam abwartende

Feindseligkeit, die er noch nie so empfunden zu haben meinte wie eben? Einbildung übrigens, sagte er sich sogleich. Denn nun stand Martha auf: „Da bist du ja endlich! Nun muß der Baum wieder brennen!" Jonathan lächelte auf ihn zu und die Schwestern kamen heran, um sich zu bedanken. Die Kinder drängten ihn an ihre Tische, damit er ihre Geschenke bewundere und nun hatte sich auch die Mutter aus ihrer Sofaecke herausgearbeitet. Von ihr bei der Hand genommen und zu seinem eigenen Gabentische geführt zu werden, war sonderbar genug nach den letzten Jahren, in denen die Welt und ihr Kummer ja zu Weihnachten auch nicht stillgestanden hatten. Denn das ist doch das Weihnachtsmysterium, – zu Weihnachten ruht das schwingende Weltall eine kurze Spanne Zeit, – oh, nur sehr kurz, aber selig und tief, – geborgen in dem Schoß einer Mutter. Er legte den Arm um ihre Schultern, fühlte ihre Gebrechlichkeit, seufzte auf und freute sich nun gebührend, wie er wußte, daß es erwartet wurde. (Wo aber war Christa? Wäre Christa nur da!) Die anderen kamen heran, um ihm im einzelnen ihre Geschenke für ihn zu weisen, und nicht ohne Verwirrung begriff er, daß sich alle besonders bemüht hatten, ihn zu erfreuen. Vor allem fiel ihm der Schal und die Handschuhe auf, die Sophie ihm gestrickt hatte und auf die sie jetzt mit einer gewissen

Betonung hinwies; auch die Zigarren wären von ihr, dieselbe Sorte, die er neulich gelobt hatte! Eine Erregung kam über ihn, in seiner Brust löste sich etwas. Er wollte dies wahr haben, diesen Abend und nicht die vergangenen Wochen! Wo waren denn Schwierigkeiten, wo doch so viel Liebe war? Was für ein Narr war er gewesen, zu glauben, diese freundlichen Schwestern wollten ihn um sein Heimatrecht bringen! Was ihn abhielt, die schwebenden Fragen jetzt, jetzt gleich, hier unter dem brennenden Christbaum zur Sprache zu bringen, das wußte er selbst nicht. Jedenfalls tat er es nicht, so sehr ihn sein Herz dazu drängte, – oder er hatte es noch nicht getan, als etwas eintrat, was ihm völlig den Mut benahm, es zu tun. Dies war etwas Unerklärliches, etwas wie ein Traum von schwerer, unenträtselbarer Bedeutung. Nachdem er nämlich eine Weile mit den anderen am Tisch gesessen, Punsch getrunken und mitgespielt hatte, sah er sich nach der Mutter um und fand sie neben Onkel Peter unter dem Christbaum sitzend, von wo aus sie still zu ihren Kindern hinüberblickte. Er nickte ihr zu, mußte bald wieder hinschauen, und als das Spiel zu Ende war, erhob er sich und ging mit seinem Glase zu ihr. Er rückte sich einen Stuhl herbei, stellte sein Glas auf den kleinen Tisch, der hier stand, und saß nun neben den beiden Alten, Nüsse knackend und im übrigen

gedankenlos, doch mit einem angenehm erschöpften Gefühl der Geborgenheit. Peter Brömse war ruhiger geworden, schon seit die Mutter sich zu ihm gesetzt hatte. Er hatte die kurze Pfeife in den Mundwinkel geschoben und rauchte kalt, was ihn ganz zu befriedigen schien. Jetzt legte er die Pfeife weg und tastete mit der Hand ungeschickt über den Tisch. Conrad verstand ihn, schob ihm sein Glas zu, und während der Alte kopfnickend danach griff und es begierig an die Lippen führte, tauschte er einen lächelnden Blick mit der Mutter, fast so, wie junge Eltern sich über einen gelungenen Streich ihres Erstgeborenen ansehen können. Gleich wandte sich aber Conrad auch zu dem Familientisch, von wo aus Martha, – und nicht Martha allein, – mißbilligend hinübersah. „Nun, nun, – es ist ja Weihnachten!" begütigte er und nahm dem Onkel das Glas aus der zittrigen Hand. Peter Brömse hatte seinen guten Tag, der zugleich auch immer sein schweigsamer Tag war. Es war, als wachte sein Geist, sobald er nur ein wenig Kraft fand, sich aus den dunklen Tiefen zu erheben, sorgfältig über seine Zunge, die nur noch stammeln konnte. Auch jetzt machte er keinen Versuch zu sprechen, aber er griff nach Conrads Hand, streichelte sie ungeschickt und ließ seine auf ihr ruhen, während er mit vorgesunkenem Kopf angestrengt auf ihn blickte. Gleichzeitig machte er mit der Linken

eine Bewegung zur Mutter hin, der diese mit Absicht oder unwillkürlich nachgab: sie gab ihm ihre Linke und ließ es zu, daß er die Hand nun mit einer erneuten Bemühung zugleich mit der ihres Sohnes auf seinen Schoß zog. Es geschah nun nichts weiter, als daß der alte Mann vor sich hin murmelte: „Wir drei, – wir drei ..."

Ein alter, kranker, – ein halbverblödeter Mann. Warum machte dieser Augenblick Conrads Herzblut stocken? Gleich darauf saß er ja wieder zwanglos da. Auch die Mutter nahm ihre Hand zurück, sie beugte sich dabei vor und strich Peter Brömse mit der anderen sehr sanft über den Arm. Als sie sich aufrichtete, lag ein Ausdruck schmerzlicher Hoheit auf ihrem Gesicht, mit dem sie Conrad ansah, – mit dem sie die Augen nun ernst, voll abgründiger Trauer hinübergehen ließ zu dem Tisch in der Ecke. Conrad folgte diesem Blick ohne Regung des Körpers. Es war etwas geschehen, aber was? Er faßte es nicht. Jetzt stand Maria auf und befahl ihren Töchtern kurz, sich zur Ruhe zu begeben. Sie ging mit den Kindern hinaus, die eingeschüchtert gute Nacht gewünscht hatten. Martha sagte halblaut: „Ich will doch sein Bett machen ..." und ging ebenfalls. Sophie stellte geräuschvoll Gläser zusammen. Johanne saß gramvoll, in sich versunken, verstummt. Plötzlich erhob auch sie sich und

ging zur Tür. „Nimm die Lampe und leuchte mir!“ rief Sophie und ergriff das klirrende Tablett, „Jonathan braucht kein Licht, und sonst —“ sie schickte einen schiefen, brillenfunkelnden Blick hinüber, — „sonst genügt wohl der Christbaum...“

Sie gingen hinaus. Die herabgebrannten Kerzen am Baum knisterten und erloschen, eine nach der anderen. Der Greis begann sein rastloses Spiel des Händereibens, des Betastens seiner knöchernen Knie, von neuem. Die Mutter saß still, wie gestorben. Conrad blickte ratlos auf Jonathan, der nichts gesehen hatte und den er nicht fragen konnte, was denn geschehen sei.

III

Zwei Tage später hatte Conrad im Ratskeller von Lohme die folgende Unterhaltung mit Eberlein und Fritz Möller.

„Wie mir eigentlich ist, wollen Sie wissen?" sagte er auf eine Frage von Eberlein, – „oh, das kann ich Ihnen haargenau sagen. Warten Sie mal!"

Er verkrampfte die Stirn und starrte grübelnd über Eberlein weg. Dieser, ihm gegenüber in der Ecke, in der er von jeher seinen Stammsitz hatte, blickte ihn angstvoll an. Ja, – wie Herrn Siere eigentlich sei, das wollte er wissen. Er hatte den Eindruck, Herr Siere fühle sich nicht recht wohl. Herr Siere gefiele ihm nicht. Ein Mann wie Herr Siere, – na –, Eberlein richtete sich auf und dehnte die Schultern, er glich dabei einem sich aufplusternden Dompfaffen mehr als dem Riesenkerl, den er sich darzustellen bemühte ... Ein Mann von solchen Ausmaßen wie der Herr Siere, ein Landmann, der junge Ehemann einer solchen Frau, – Gott, wußte Herr Siere überhaupt, in welch glücklicher Haut er

steckte? – mit einem Wort: Herr Siere dürfte nicht so aussehen, wie er aussah! Schlechte Farbe, – nein, das war es nicht mal, abgemagert war Herr Siere auch nicht. „Aber der Blick, – der Blick gefällt mir nicht mehr," schloß Eberlein unglücklich, da Conrad noch immer nicht sprach, sondern das von der gewölbten Decke herabhängende Schiffsmodell fixierte. Seine Augen waren so voll verzweifelter Ratlosigkeit und sein zusammengepreßter Mund mit den gesenkten Winkeln so sehr wie der eines Kindes, das weinen muß und nicht will, daß Eberlein fortsah und sich mit unsicherer Hand eingoß. Dann murmelte er: „Geht ja mich nichts an, selbstverständlich. Dachte nur, – vielleicht der Klimawechsel, – soll ja manchmal ungünstig einwirken. Mal mit dem Arzt sprechen, – warum nicht, – kann niemals schaden. Was wollen Sie, ich habe auch manchmal Anfälle von Schwermut, – gehen Sie doch mal zu Doktor Schowalter, – mir hat er immer geholfen."

Jetzt lachte Conrad. „Ein Irrenarzt, ja?" sagte er mit böser Freundlichkeit.

Eberlein fuhr etwas zurück. „Was fällt Ihnen ein? Ein gewöhnlicher guter praktischer Arzt, der aber was von Nerven versteht."

„Nerven!" Conrad lachte wieder. Kurz und verächtlich. „Aber ich will Ihnen sagen, wie mir ist."

Wieder fixierte er das Schiff und blinzelte etwas. Er machte seine schwere breite Bewegung mit dem linken Arm, als öffne er eine Tür. „Sehen Sie, das ist so," sagte er. „Ich bin also zu Hause, nicht wahr, bin im Herbst nach Hause gekommen. Das bedeutet: ich habe buchstäblich und körperlich die Reise zurückgelegt, die ganze Strecke von meiner Farm bis zur Hauptstadt, bis Mexiko, – von Mexiko zur Küste. Ich bin auf ein Schiff gegangen, habe wochenlang gefühlt, wie das Schiff den Raum durchquerte, Amerika versank hinter mir, die Azoren tauchten auf, versanken ebenfalls, das Schiff fuhr, fuhr, – wir kamen nach Spanien. Ich ging an Land, ich wechselte das Schiff, ich fuhr an der europäischen Küste entlang, ich stieg in Hamburg auf deutschem Boden aus. Ich setzte mich auf die Bahn und fuhr her, fuhr heim, kam an, sah alles wieder ... Hören Sie, Eberlein, so deutlich kann man nicht träumen. Ich könnte Ihnen tausend Einzelheiten von der Reise erzählen, Dinge, die nicht geträumt sein können, und – nun, ich habe auch greifbare Beweise, die Zettel auf meinen Koffern, – meinen Paß ... Halten Sie mich für verrückt, Eberlein?"

Eberlein stierte ihn kummervoll an. Fritz Möller, der erst während Conrad sprach seine Zeitung hatte sinken lassen, legte das Blatt jetzt ganz beiseite. „Keine Spur halten wir dich für verrückt, mein

Sohn," sagte er phlegmatisch und grinste verständnisheischend zu Eberlein hinüber. „Wir halten dich bloß für ein bißchen angeduhnt. Na, laß man gut sein, – ich bin ja da, dich nach Hause zu bringen."

Conrad, ohne ihn zu beobachten, bohrte seinen Blick vorgebeugt in Eberleins gerötete Augen.

„Trotzalledem, Eberlein," fuhr er fort, „trotzdem ich weiß, ich bin gereist, – ich bin hier angekommen, – ich – bin zu Hause, – trotzdem bin ich nicht da, das ist das Furchtbare..."

Er griff nach der Flasche. Eberlein legte ihm die Hand auf den Arm. „Trinken Sie nicht mehr!" bat er unsicher. Conrad schob seine Hand beiseite.

„Ich reite, – ich fahre über unsere Felder," sprach er eintönig, sein gefülltes Glas betrachtend, als läse er dort in purpurblankem Spiegel, was seine Lippen willenlos formten, „ich gehe durch die Ställe. Über den Hof. Durch den Garten. Durch unser Haus, – durch alle Stuben. Gewisse Dinge, Eberlein, die träumt man doch nicht. Es soll ja Visionen geben, – Tagträume, – wissen Sie etwas davon? Aber da gibt es auch die Geschichte von Thomas, – er legte die Hand... nicht wahr..."

Eberlein nickte angestrengt mit dem Kopf, um ihn gleich darauf verzweifelt zu schütteln.

„Also die Hand, – ich habe allem die Hand in die Seite gelegt, sozusagen, ja, und es ist alles richtig,

Eberlein, – so kann man nicht träumen. Sie haben vieles erneuert in den Jahren, das stimmt, es ist manches verändert. Aber an der Tür vom Schafstall sind noch die alten Pfosten, die tragen noch die Kerben, die ich als Junge das eine Jahr für jedes neugeborene Lamm hineinschnitt. Im Pferdestall hatte ich in der einen Box hoch oben einmal ein Bild angenagelt, – oder hatte Jonathan es getan? – kurz, einen schönen Vollblüter, aus einer Zeitschrift geschnitten, – aber das ist wenigstens seine fünfzehn, siebzehn Jahre her. Hatte es absolut vergessen, – fand jetzt einen Fetzen davon noch hängen, und es fiel mir ein . . . Kleinigkeiten, jawohl. Ich bin in den alten Birnbaum gestiegen, um das letzte herunterzuholen, – ich steige die ersten drei Äste hoch – ob wohl das Astloch noch da ist, denke ich! Da ist ein Astloch, natürlich, – habe nie an den Baum und sein Astloch gedacht. In den Stuben, wissen Sie, – einen bestimmten Geruch, den träumt man nicht! Einen alten perlengestickten Klingelzug, den die Hand in einer dunklen Ecke des Flurs findet, ohne ihn sehen zu können, – den träumt man nicht. Gewisse Eigenheiten einer Tür, die schwer schließt, – eine Tasse, die einen Schaden am Rand hat, aber immer weiter gebraucht wird und niemals kaputt gehen will, – das ist alles Wirklichkeit. Kann man auch so wahnsinnig glücklich träumen,

wie ich es gefühlt habe, als ich meine Frau wiederfand?"

In das verlegene Verstummen seiner Tischgenossen hinein sagte Conrad: „Eberlein! Eberlein! Ich habe mich auf dem Acker zu Boden geworfen und mein Gesicht in die Erde gewühlt. Ich habe meinen Kopf gegen die Bäume geschlagen, um sie zu fühlen. Ich habe noch im November im See gebadet, ich habe mich auf den Speicher geschlichen und Kornsäcke aufgebunden, um meine Hand mit Roggen zu füllen und ihn in meinem Mund zu zermahlen. Ich habe mich zum Spott gemacht, ich bin in den Kuhstall gegangen und habe selber gemolken, habe gesagt, daß Christa ganz frische Milch haben solle, aber ich wollte ja nur die Tiere fühlen, die mein sind. Ich habe das zarte warme Ei im Stroh gesucht und getrunken. Ich habe das Holz gespalten... Eberlein, Eberlein, ich will dir was sagen, weil du ein Mensch bist: Eberlein, ich habe mein Weib fast ausgesogen mit meiner Liebe, — um mich anzusaugen an die Heimat, verstehst du, — um endlich nach Hause zu kommen..."

Er sank in sich zusammen, plötzlich, — verzweifelt.

„Es hat nichts geholfen. Ich bin nicht zu Hause."

Er verstummte. Eberlein fuhr sich mit der Hand durchs gesträubte Haar, — er wagte einen Blick zu

Fritz Möller hinüber, sah aber gleich wieder weg, denn Möller hatte eine Bewegung mit dem Finger zur Stirn gemacht. Jetzt drehte er sich mit seinem Stuhl halb um und griff wieder zur Zeitung. Conrad blickte abwesend auf und trank. Er legte sich über den Tisch, um Eberlein näher zu kommen. „Das ist nämlich so..." sagte er und hob die Rechte dozierend.

„Ich komme zum Beispiel früh in den Stall. Zu den Pferden, – na ja, ebensogut könnte es ein anderer Stall sein, es ist überall gleich. Mir ist etwas eingefallen, etwas Nötiges, was sofort geschehen muß. Mischa, sage ich, – so und so. Du bandagierst dem Gaul die Fesseln, machst dies und jenes. Einzelheiten tun nichts zur Sache. Der Kerl sagt jawohl, – gut, – ich gehe, denke an anderes. Nach zwei Tagen verlange ich das Pferd vorgeführt, – lahmt es noch? Es lahmt schlimmer wie zuvor. Kerl, sage ich, das Bein war nicht gewickelt, wo ist die Bandage? Er sieht mich dumm an, kratzt sich hinter den Ohren, weiß von nichts, – kann sich nicht erinnern. ... Ich spreche mit meiner Schwester Johanne über die Bebauung eines bestimmten Feldes. Wir wollen es einmal mit Rüben versuchen, sage ich, mit Zuckerrüben. Ich habe meine Gründe dafür, setze sie auseinander, sie hört zu, sieht alles ein, – jawohl, sagt sie, ganz recht, jawohl ... Also

Rüben... Ich komme eine Woche später mit ihr dort vorbei, – die Leute legen Kartoffeln. Ich, – ja, was – nun, ich bleibe nicht ruhig. Zum Donnerwetter, sage ich, hier sollten doch Rüben... Sie – sieht mich an: Rüben? Wieso? Ja, so und so! Sie schüttelt den Kopf: hier waren doch immer Kartoffeln oder Lupinen."

Fritz Möller wandte den Kopf zu ihm: „Der würde ich zeigen, was eine Harke ist!" sagte er kurz und las weiter.

Conrad sah einen Augenblick ratlos in seine Richtung. Seine großen Hände, um den Fuß des Glases gefaltet, krampften sich zusammen.

„Der Wein macht Sie traurig, kommen Sie!" sagte Eberlein überredend und erhob sich halb, auf den Tisch gestützt.

Conrad wiederholte: „Kartoffeln oder Lupinen..." Dann hatte er den Faden wieder. „Das alles beispielsweise," sagte er, und Eberlein sank ergeben auf seinen Sitz zurück.

„Beispielsweise, Eberlein, beispielsweise, – es geht mir mit allem so. Ja, sagen sie, – ja – jawohl, ganz recht. Du findest, die alte Kiefer an der Obstgartenecke legte zu viel Schatten auf die Erdbeeren und müßte weg? Schön. Du willst englische Schafböcke zur Zucht kommen lassen? Gewiß. Du wünschest, daß man sich Kostenanschläge für die Re-

novierung des Wohnhauses aufstellen lasse? Sehr praktisch! Im Frühjahr müssen die Handwerker anfangen, meinst du? Ja, das wäre wirklich nötig, wenn alles vor Christas Niederkunft fertig sein soll ...

So sind sie, Eberlein, wie Wachs, wie Butter, wie Öl, – niemals sagen sie nein, – niemals ... Dann aber, – schon nach einer Viertelstunde, wissen sie nichts mehr, – wissen von nichts, haben nichts gehört, – wundern sich: – ach ...

Die Kiefer bleibt stehen, im Schafstall sind plötzlich Böcke, die Sophie in der Nachbarschaft gekauft hat, die Handwerker hier in der Stadt sind wie die Ohrwürmer, wenn ich komme, versprechen alles, – Kostenanschläge, Farbenproben, – alles soll diese Woche noch, soll morgen geschickt werden. Die Woche vergeht, – ich warte, – ich rufe an: Gewiß, Herr Siere, ganz recht, Herr Siere, – wird alles geschehen, – habe die Ehre, Herr Siere ..."

„Und warum schlägst du nicht mit der Faust dazwischen? Warum läßt du dir das alles gefallen?" fragte Fritz Möller jetzt.

Conrad schien unempfänglich für den Anflug von Verachtung, der im Ton der Frage lag. Wußte er überhaupt, daß er vor Menschen sprach? Eberleins Anwesenheit, irgendein Wort von Eberlein, ja, das war der Anlaß zu einem großen Monolog gewor-

den. Das Rad der traurigen Gedanken, das sich seit Wochen in seinem Kopf drehte, es war plötzlich sichtbar, hörbar geworden für andere. Eberlein, der nahm das hin, der war auch traurig, der wurde immer stiller, was gut war und das Reden erleichterte. Nun, dieser Fritz Möller, er schien sich zu ärgern. Conrad blickte angestrengt in das runde Gesicht des jungen Kameraden, das ihm herausfordernd zugewandt war. Er fühlte die Unterbrechung als Schmerz, aber kein Zweifel, Möller meinte es gut. So murmelte er denn: „Was willst du, es sind ja Frauen ..." um höflich zu sein, besann sich, trank; plötzlich ging es wieder:

„Darum," sagte er und bewegte eindringlich den Zeigefinger, „darum, weil alles so ist, darum weiß ich nicht: träume ich, – oder, vielleicht: träumen sie? Denn ich habe so viel geträumt in den letzten Jahren, müssen Sie wissen, das kam wohl vom Heimweh, – nun, ich weiß mit Träumen Bescheid, und wer will mir sagen, daß ich nicht auch jetzt ..."

Er grübelte vor sich hin. Dann raffte er sich auf: „Daß nicht auch jetzt mein Körper eigentlich drüben liegt, auf der Farm, in meiner Kammer, unter dem Moskitonetz? Und dann, – wenn ich hier einschlafe, neben Christa, – wenn ich dann träume, – von den Baumwollplantagen, wie sie mit dem quellenden weißen Geflock ihrer geborstenen Schoten gegen den

glühend blauen Himmel leuchten, – von den braunen halbnackten Indios, – von den hellen Zugochsen, von allem, so daß ich's greifen könnte... wer sagt mir dann, – daß das nicht eigentlich die Wirklichkeit ist?"

Er blickte still zwischen Eberlein und Möller hin und her. „Überall," sagte er und legte die Hand über die Augen, „überall aber greife ich – Luft..."

Auf einmal faßte er in seine Brusttasche, holte einen Brief hervor, legte ihn vor sich hin und lächelte leicht: „Den hab' ich mir eben von der Post geholt. Das jedenfalls wäre ein Anhalt..."

Es war ein Brief mit französischen Postmarken. Conrad deutete darauf hin.

„Vom Padrone," sagte er, „von dem Besitzer, bei dem ich drüben gearbeitet habe. Ich war ja so etwas wie sein Verwalter geworden, – er hatte Vertrauen zu mir gefaßt, na, und ich kann nicht behaupten, daß er mich gerne nach Hause ließ. Beiläufig, – er ist jünger als ich, der Padrone, – kein Landwirt, – hat alles geerbt, nachdem er in Paris erzogen worden ist, wo er auch jetzt noch am liebsten lebt. Der alte Verwalter starb, während ich drüben war. Ja, – er ließ mich ungern gehen, sehr ungern. Holen Sie doch Ihre Frau herüber, sagte er. Damals habe ich gelacht. Eine Frau ist beweglich, ja-

wohl. Die kann man holen. Was man nicht holen kann, – darauf kam es mir an, nicht wahr?"

Er versank in Brüten. Möller betrachtete den Brief. „Und jetzt?" fragte er vorsichtig.

„Jetzt schreibt er, ich soll zurückkommen, und verspricht mir goldene Berge. Seit ich weg sei, würde er vorn und hinten betrogen," sagte Conrad und blickte geistesabwesend umher, während er den Brief wieder einsteckte. „Eine Flasche Wasser!" befahl er dem Kellner und stützte den Kopf in die Hand.

„Das wirst du nicht tun!" rief Möller halblaut und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Das wäre noch schöner. Wenn deine Mutter das zuläßt . . ."

Conrad trank durstig von dem klaren perlenden Wasser. Ein anderer Ausdruck kam in seine Augen, – still, resigniert. Er zuckte die Achseln. „Was soll meine Mutter dabei tun. Die Sachen sind zu verworren. Einer wird nachgeben müssen . . ."

„Aber nicht du!" rief Möller erbost. „Dazu sind wir nicht im Felde gewesen, daß uns die Frauenzimmer die Butter vom Brot nehmen! Wie wollen deine Schwestern denn beweisen, daß du keine Anrechte hast! Ist doch alles dummes Gerede! Die Leute können ja klatschen, soviel sie wollen. Geh doch zum Anwalt! Deine Mutter muß einfach beschwören . . ."

Er verstummte, jählings von Conrads Ausdruck betroffen. Conrad umklammerte die Tischkante, sein mächtiger Oberkörper neigte sich vor, sein großes sanftes Gesicht jetzt furchtbar von Zorn, von Grauen entstellt, kam so unentrinnbar auf Fritz Möllers schwatzende Gutmütigkeit zu, daß dieser sich maßlos erschrocken zurückbog. Conrad fragte dumpf: „Was — was redest du da? Wieso habe ich keine Anrechte? Was soll meine Mutter beschwören? Was — gibt es für Klatsch?"

Dieser pathetische Augenblick währte jedoch nur den kleinen Bruchteil einer Minute. Dann sank Conrad wieder in sich zusammen, seine Augen gingen zur Seite und richteten sich gleich darauf scharf und ruhig auf Möller.

„Du hast recht," sagte er langsam und nachdrücklich, „natürlich geht es bei solchen sich widerstreitenden Testamentsbestimmungen, wie sie hier vorliegen, selten ohne den Anwalt ab." Sein Blick lag bannend auf dem verlegenen Bauernjungengesicht des anderen, er sprach hochmütig wie zu einem Knecht. „Du wirst aber verstehen, daß man sich nicht vor der Öffentlichkeit zankt, wenn es um Brömseshof geht, und daß wir uns gütlich einigen werden, so oder so. Wenn ich dir also einmal sagen sollte, daß ich mich entschlossen habe, wieder hinüberzugehen, dann bist du hoffentlich nicht im Zweifel, warum.

Meine Schwestern hatten von jeher ebensoviel Rechte wie ich, und vielleicht haben sie sich in den letzten Jahren noch ein paar neue dazu erworben."

Er war aufgestanden und griff nach Hut und Mantel. Stehend beglich er seine und Eberleins Zeche. „Bleiben Sie sitzen, Eberlein, machen Sie der Flasche ein Ende! Für mich ist es höchste Zeit. Du hast es auch nicht eilig, Möller, du wirst noch nicht zu Hause erwartet. Aber, mach' dich nur darauf gefaßt, – in ein paar Wochen sitzest du hier nicht mehr so seelenruhig!"

Lachend schüttelte er den beiden die Hände und ging groß und sicher zur Türe. –

Am Morgen nach diesem Zusammensein erwachte Conrad mit einem Gefühl wohltätiger Dumpfheit, und es fiel ihm nicht schwer, sich selbst einzureden, er sei unfähig, sich an den vergangenen Abend zu erinnern: willig zerflossen ihm die Gedanken, und er überließ sich ganz dem einen beruhigenden Gefühl, daß er jedenfalls einen guten Abgang gehabt habe. Warum das fraglich gewesen sein könnte, dem hing er nicht nach. Er saß an Christas Bett und nahm mit ihr das Frühstück ein. Er sah an ihr vorbei zum Fenster, er hatte keine Lust oder vielleicht nicht die Kraft, der stummen Frage ihrer Augen zu begegnen. Er wußte wohl, er

war nicht rasiert, er sah ungepflegt aus, sein Blick war trübe, das Haar hing ihm in die Stirn. Im Spiegel konnte er einen großen Kerl ohne Kragen in einer Wollweste erkennen, der in schlechter Haltung dasaß und träge schlürfte und kaute. Also vermied er den Spiegel. Auf Christas schüchterne Erkundigung nach dem Verlauf des Abends, sagte er als einzige Antwort: „Schwerer Burgunder!", räusperte sich umständlich, zog den Brief des Padrone hervor und vertiefte sich in ihn. Als er dann mehrere Minuten schweigend über das Blatt in die Luft starrte, griff Christa spielerisch danach. „Spanisch – ach," sagte sie enttäuscht, „Sennor Siere, was schreibt er dir denn?"

Conrad wandte sich ihr zu: „Würdest du wirklich mit mir hinübergehen, wenn es sein müßte?" fragte er, und als sie erschrocken: „Alles, Conrad!" genickt hatte, lächelte er und stand auf, jählings in bester Laune oder doch von einem Trotz überfallen, der sich gute Laune erzwang. Pfeifend brachte er seine Erscheinung völlig in Ordnung. Christa, still auf dem Rücken liegend, preßte die kleinen Hände zusammen.

„Conrad, – was ist?" fragte sie endlich fast ohne Atem. „Hast – du mit Sophie gesprochen?"

Er beugte sich über sie.

„Nein, – das kommt aber bald," sagte er ruhig.

Kindlich zart, hilflos lag sie vor ihm, ihre Hand griff nach ihm, klammerte sich an den Aufschlag seiner Jacke, hielt ihn fest. „Was ist dir, Conrad, – du bist so anders..."

Er lächelte. Große Güte stieg und flutete über sein Herz, wie immer, wenn er ihre Schwachheit fühlte, ihr rückhaltloses Verfallensein an ihn. Die Starken brauchen nichts als Vertrauen, um gut zu werden, ganz gut.

Conrad sagte sanft: „Nichts ist, alles ist klar, wir werden sehr glücklich sein!" und während er seine Hand behutsam auf ihre zärtlich gerundete Stirn legte, überwältigte ihn die eigene Ratlosigkeit doch so stark, daß er nun niedersank und die Stirn auf ihre Decke bettete. Sie sagte gar nichts, sie streichelte nur sein Haar. Und plötzlich, mit halberstickter Stimme, stammelte Conrad: „Christa, wenn nun du – wäre es nicht vielleicht gut, wenn Du mit Sophie sprächest? – oder auch mit Johanne..." setzte er bittend hinzu als er den Kopf hob und in ihr erschrecktes Gesicht sah.

„O Conrad, Conrad – ich?" flüsterte sie.

Er nickte heftig.

„Du! Ja, du! Ich werde nicht ruhig bleiben können, du weißt es, – ich verderbe alles. Und es muß doch sein. Wir müssen zu einem Entschluß kommen. Ich – ich bin ja nun bereit zurückzutreten,

wenn es ihnen so ans Leben geht ..." Die letzten Worte stieß er halbkeuchend hervor, das Gesicht wieder verborgen. „Sie sollen nur – sie sollen einen Einigungsvorschlag machen. Sag es ihnen. Sprich du, Christa. Ich – kann nicht."

„Conrad, – ach, Conrad. Nein, das geht doch nicht."

Er sah sie schrecklich enttäuscht an. In ihren Augen standen Tränen. Sie wandte gequält den Kopf.

„Sieh, es geht nicht," sagte sie mit gebrochener Stimme, „es geht nicht. Ich gehöre so ganz zu dir ..."

„Aber gerade darum, Christa, darum!"

„Nein, mein Conrad, nein – gerade darum ja kann ich mit deinen Schwestern nicht sprechen. Ich – ich kann nur mit dir tragen, alles tragen, was dein Schicksal ist. Und, o Conrad, sprich nicht mit deinen Schwestern, – nicht mit Sophie! Sprich nur – mit Mutter ..."

Sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen und weinte leidenschaftlich. Er starrte über sie hinweg zum Fenster, seine Augen waren vor Grauen leer. Langsam füllten sie sich mit Besinnung und gleichzeitig erschimmerte wieder die heilige Sorge und Güte in ihnen, nur tiefer und dunkler als vorher, gefärbt von unendlichem Schmerz. Er strei-

chelte sie leicht, beschwichtigend, – er sagte leise sein: „Still, still, – alles wird gut, alles wird klar – wir sind doch zu zweien ..." bis sie ruhiger wurde, ausschluchzte und müde den Kopf auf die Seite legte. Dann erhob er sich und ging mit gebeugtem Nacken hinaus.

Er ging über den Hof, wußte sein Ziel: die Mutter, – aber schon unterwegs erwies ihm sein Hirn wieder den Liebesdienst des Vergessens. Beim Verlassen des Hauses hatte er Sophie in der Schreibstube hantieren hören und war einen Augenblick vor der Tür stehengeblieben. Schiebladen wurden dort drinnen aufgezogen, Papierblätter raschelten. Sophie war beim Jahresabschluß. Schon lag seine Hand auf der Klinke, als er sie wieder zurückzog. Zur Mutter, sagte er sich vor, – ich soll ja zur Mutter. Draußen taute es. Westwind schlug ihm mit schweren weichen Stößen entgegen, in der Luft und im Licht war treibende Unruhe, die großen ziehenden Wolken zerrissen immer wieder und ließen Sonne durchbrechen. Ringsum war unruhiges ungeduldiges Rieseln und Tröpfeln, auf den Dächern der Ställe und Scheunen gerieten die schweren Schneemassen ins Rutschen und fielen klatschend zu Boden. Schwarz und naß erglänzte das Geäst der großen Kastanien, sie knarrten im Wind und sprühten Tropfenschauer auf Conrad herab. Er blieb

stehen, spähte hinauf, sah die blanken spitzen Knospen und hörte zugleich das aufgeregte Gurren und Flattern der Tauben vom Giebel der nahen Brennerei, wo sie ihren warmen Winterschlag hatten. Ohne Absicht umging er das Haus, anstatt einzutreten, und durchschritt den Garten. Er wußte kaum, daß er's tat. Sein Kopf war leer von allen Gedanken. Er wußte auch nicht, daß er floh. Er begegnete ein paar Knechten, die Holz geladen hatten, erwiderte ihren Gruß mit flüchtigem Nicken und merkte erst an seiner Erleichterung gleich darauf, daß er sie mit einer Art Angst hatte herankommen sehen, – mit der Angst, ob ihr Gruß so ausfallen würde, wie es sich gebührt, wenn er dem Herrn galt. Er widerstand nicht der Versuchung sich nach ihnen umzudrehen, festzustellen, ob sie etwa nach ihm zurücksahen, nach ihm deuteten, – redeten... Sie zogen ihres Weges, der jüngere Bursche raffte eben Schnee auf, ballte ihn zusammen und zielte auf seinen Gefährten. Conrad ging weiter. Kurz danach kam ihm ein Gefährt entgegen, das Mehl von der Mühle brachte. Der Mann auf dem Bock saß schläfrig da, die glimmende Pfeife im Munde. Conrad hielt ihn an und ließ sich Feuer für eine Zigarre geben, obwohl er selbst Streichhölzer bei sich führte. Er bediente sich umständlich und fing ein Gespräch an. Ja, das Wetter, das würde sich nun so bald nicht

wieder ändern und der Mühlteich würde wohl übertreten, der Müller sei gar nicht zufrieden, denn nun laufe ihm wieder der Keller voll, und darauf sei er nicht eingerichtet so früh im Jahr. Der Mann, ein alter Tagelöhner, redete phlegmatisch und gleichmütig. „Jawohl, Herr!" sagte er willig, als Conrad zum Schluß bemerkte, der Wagen müsse aber heut noch geschmiert werden, den höre man ja auf einen Kilometer Entfernung, so schrien die Räder! Die Pferde zogen an, der Mann lüftete die Pelzkappe. Conrad schritt seltsam beruhigt weiter. Es war nicht so schlimm mit dem Kreischen der Räder, — aber das demütige „Jawohl, Herr!" des Alten war wie eine Zauberformel gewesen. Die Leute sind mir nicht auffässig, dachte Conrad und hatte Padrone, Hazienda und jeglichen Vorsatz vergessen. Vergessen vor allem das Dunkle, Ungestaltete, das seit einiger Zeit vor dem Horizont aller Gedanken lagerte und jeden Ausblick in die Zukunft verwehrte. Er schritt schneller aus, zog die reine, feuchte Luft tiefatmend in seine Lungen und blickte scharf nach rechts und links auf das Ackerland. Unter der spröden, gleißenden, vom Regen der Nacht durchlöcherten Schneekruste hoben sich die sanften Wellen der Furchen schon ab. An einer Stelle schimmerte befreit ein grüner Fleck Winterkorn. Übermorgen wird man Mist streuen können, berechnete Conrad und erwog

die Verteilung der Gespanne. Plötzlich überlief es ihn heiß, die Brust preßte sich ihm zusammen, alles Schwere war wieder da. Von jenseits der hohen Pappel her, auf die er zuschritt, kam eine Gestalt. Johanne wanderte ihm entgegen in hohen Stiefeln, den Rock geschürzt, einen Stock in der Hand und den zu kleinen Hut auf dem großen traurigen Haupte. Unter dem Baum blieb sie stehen, nickte dem Näherkommenden einen Gruß entgegen und wandte sich dem Gelände zu. Hier oben war es noch besser zu übersehen, wo der Schnee dünn ward. Sonne sog ihn auf und Erde schluckte ihn ein.

„Wir können morgen schon Mist fahren," sagte Johanne, als Conrad neben ihr stehen blieb. Er schwieg verfinstert.

„Dir hat das Wetter auch keine Ruhe gelassen," meinte sie mit ihrem melancholischen Lächeln, als sie nun zusammen den Weg zurückschritten, den er gekommen, — denn er schloß sich ihr an, es schien ihm auf einmal ganz nutzlos, ja, fast unmöglich, weiterzugehen. „Ich wachte heute nacht auf, als der Wind anfing," fuhr sie fort, „er kam so plötzlich und gleich so wild, alles klapperte, lärmte und ächzte und der Regen schlug an die Fenster. Aber ich fühlte es gestern schon, — es lag mir in allen Gliedern."

„Du bist rheumatisch empfindlich?"

„Nein. Nicht so. Das ist anders. Das ist, – ja, als du wiederkamest, wir alle wußten es nicht, auch Christa nicht. Nur Mutter – sie sagte: Er ist unterwegs. Sie hat es gespürt. So – ja, so ähnlich weiß ich voraus, was für Wetter kommt, – aber nur hier, – nur wo es mein Land angeht..."

Mein Land..., wiederholte Conrad tonlos für sich. Laut sagte er: „Es rieselte gestern abend schon, als ich aus Lohme kam. Es war verflucht glatt." Dabei flüsterten ihm seine Gedanken geschäftig zu: Gleichviel. Hätte sie „unser" gesagt, wie hättest du wissen sollen, ob sie dich einbezieht?!

Johanne sagte gleichmütig: „Ja, – es war sehr glatt. Der Wallach lahmt."

„So. Lahmt er? Er hätte wohl gleich gewickelt werden müssen, aber du weißt ja, ich gebe Mischa keine Befehle mehr. Ich mache mich nicht vor den Knechten zum Narren."

„Ja, – du klagst immer über ihn. Er war bisher so zuverlässig. Man wird auf ihn achten müssen."

Conrad streifte die Schwester mit einem Blick. Ihre Wangen hatten sich dunkler gefärbt, sie sah von ihm weg. Er verzog seinen Mund und warf die Zigarre weg.

Nach einer Weile fing Johanne an:

„Ich mußte gerade eben so stark an dich denken..."

Conrad antwortete nicht.

Johanne kämpfte eine Weile mit sich, mit der Scheu ihres innersten Wesens, die ihr die Zunge meist lähmte. Dann hatte sie eine Art, nach den Worten zu tasten und sie dennoch sonderbar sicher zu wählen, deren heimlicher Werbung Conrad sich nie entziehen konnte. Er lauschte und es war nicht der Sinn, der ihn ergriff, – es war ein anderes, war ein vertrauter Ton, der ihn traf. Eine gleichgestimmte Saite in ihm begann, zu erzittern und er gab es sich zu, daß wenn er Maria einst als die hübscheste seiner Schwestern empfunden, daß er doch diese, – daß er Johanne am tiefsten als Schwester anerkannte. Ja, sein Blut nahm sie an und bejahte sie, da war Verwandtschaft, und zwischen ihm und der Mutter war doch diese Schwester das einzige lebende Glied, sie, die alte Jungfrau, dieses große ergrauende Mädchen mit den ungeschickten, hageren Gliedern, das errötete, weil es an dem bösen Spiel gegen ihn teilnahm, obgleich er ihr Bruder war. Ihr Bruder, – der einzige, der ihr unter den Geschwistern glich, der Mutter und ihr ...

„Ich dachte," sagte Johanne leise, „wie du gegangen und gewandert bist, gefahren und geflohen um die ganze Rundung der Erde, um wieder heimzukommen. Ich dachte daran, wieviel Erde du gesehen und unter deinen Füßen gefühlt hast, – wie-

viel Staub von allerhand Boden an deinen Schuhen gehangen hat. Ich dachte an – die ungeheuren Massen Land, die du bewältigt hast, – um unserer paar Äcker willen, – um wiederzukommen, um hier zu leben, hier in dieser Heimat, die an der großen Erde hängt, weniger als ein Schwalbennest, geringer wie eine Bienenwabe ... Da, siehst du, dachte ich: Martha, die hat ihr Mutterhaus, daran denkt sie als an ihr Zuhause, hier – ist Arbeit für sie wie überall anderswo auch. Maria, – nun, sie haßt Brömse, sie weiß es selbst nicht warum. Sie haßt immer den Ort, wo sie gerade lebt. Jonathan, – dem ist ein Stern wie der andere, wenn nur Musik ist. Und Sophie, – das will ich dir sagen, Conrad, und du mußt es nicht falsch verstehen: Sophie hängt am Hof so zäh, wie du nicht, wie ich nicht – (denn ich würde nachgeben, Conrad, o ja, – wie ich weiterleben sollte, weiß ich ja nicht, – aber – lieber Gott ...)," die letzten Worte hatte sie beinahe geflüstert. Sie seufzte auf und sprach weiter: „Aber, aber – ich weiß auch eins: böte man Sophie ein Gut, das mehr einbrächte wie Brömse, zum Tausch, – sie besänne sich nicht, – sie ließe alles fahren! Ich würde bleiben, und wenn der Hof noch einmal so arm würde, wie er nach meines Vaters Tode gewesen ist. Ich würde lieber auf Brömse verhungern, als anderswo leben, – und ich weiß, so geht es dir

auch." Dies sagte sie wieder kaum hörbar. Und fuhr ebenso fort, murmelnd, hastig: „Nur daß du's weißt, daß du's weißt, und es mir nicht nachträgst, wenn ich nun bleibe, da Sophie denn auf ihrem Recht bestehen will und ihr Recht meins ist. Sophie will es ja auf einen gerichtlichen Spruch ankommen lassen, wenn es sein muß, und ich weiß, das läßt du nicht zu."

In Conrads Herzen gefror alle Rührung zu Eis. Er sagte rauh:

„Sophies Recht? Euer Recht? Wo habt ihr mehr Rechte als wir? Sagst du nicht selbst, daß man bei deines Vaters Tode hier verhungern konnte und hat mein Vater nicht alles gerettet? Alle haben wir gleiches Recht, – aber freilich, einer von uns nur kann auf Brömse bleiben, – und da seid ihr vier Frauen mit Jonathan wohl der eine und ich – der andere! Ihr oder ich! Und ihr habt mich mürbe. Ich will keinen Streit. Ich verlange eure Vorschläge. Es ist gut, daß du das Gespräch angefangen hast. So sage ich dir und sage du es den anderen: vergleichen wir uns! Wenn wir uns in Frieden einigen können, bin ich bereit..."

Sie waren inzwischen bis vor die Haustür gelangt. Sie standen still, sie sahen sich in die Augen, beide gleich groß und beide aufrecht. In ein dunkles starkes Gesicht blickte Johanne, es war gramvoll

gespannt, die Augen verdüstert, der Mund, entschlossen zum Leiden, preßte Lippe auf Lippe. Aber es war jung, das Gesicht, und seine Züge von des Lebens Erfüllung gleicherweise gesegnet, wie von frühem Entsagen gekräftigt. In dem Antlitz, das Conrad sah, waren die äußeren Züge beinahe die gleichen, aber der Bildhauer, der daran gearbeitet, hatte sie einfach gelassen, fast roh. Die Seele, ja, diese Bildnerin, die dahinter stand, drückte mit diesen Zügen nichts aus, als ein in sich selber unbeholfenes, großes Verlangen zu lieben, und die unentrinnbare Schwermut verlorener Jugend und einsamen Alterns.

Johannes Lippen zitterten jetzt, ihre Augen liefen über. Sie legte die Hand auf des Bruders Brust.

„Du weißt nicht, wie hart Sophie sein kann," rief sie halblaut, fast jammernd, „oh, geh zu Mutter! Sprich nur mit Mutter!"

Sie ließ ihn stehen und ging ins Haus. Und er stand wie betäubt. —

Nach einer Weile zog er die Uhr. Es war elf Uhr vormittags. Unschlüssig blickte er zum Inspektorhause hinüber. Dann ging er Johanne nach.

Er fand die Mutter allein. Doch nicht im Eßzimmer an ihrem gewohnten Fensterplatz war sie, sondern in der Wohnstube, jenem langen, vierfenstrigen Raum, der hier im unteren Geschoß fast

die ganze Schmalseite des Hauses einnahm. Es war ein feierlicher, zu gewöhnlichen Zeiten selten betretener Raum, doch wurde er stets so gehalten, daß er zum Empfang von Gästen bereit war. Hier standen die Geräte aus Mahagoniholz, die schon der vorvorigen Generation als Staatsmöbel gedient hatten. Eingewebte farbige Blumen schimmerten in den schwarzen Bezügen der Stühle, des riesigen Sofas. Hier lag der englische Teppich mit dem verschollenen klassischen Muster. Jetzt stand der Christbaum vor dem hohen Eckspiegel, der seinen Anblick magisch vertiefte. Das transparente Bild der Weihnachtsgeschichte, hinter dem am Abend eine Kerze entzündet ward, lehnte gegen eine Fensterscheibe. Zuweilen brach die erregte Sonne dieses Tages herein, ließ die Farben des Bildes aufglühen und Lametta, Sterne und Kugeln im Gezweig des Baumes erfunkeln.

Die Mutter stand bei den Blattpflanzen vor einem anderen Fenster. Sie tränkte die Erde in den einzelnen Töpfen aus einer langröhrigen grauen Gießkanne und arbeitete mit zarten Bewegungen an der Reinigung der schöngehaltenen Gewächse. Als Conrad eintrat, wandte sie sich mit dem spähenden Blick zur Tür, den alte Menschen so oft haben; es ist kein bewillkommnender Blick, denn immer denken sie an den letzten Boten. In den Augen aber,

mit denen die Mutter gesenkten Hauptes über ihre Brille hinwegsah, lag eine Abwehr, die nicht verging, als sie den Sohn erkannte. Obgleich sie lächelte und seinen Gruß freundlich erwiderte, fühlte Conrad, daß sie wünschte, er möchte wieder hinausgehen. Er blieb aber. Er ging mit schweren Schritten auf einen der Armstühle an dem runden Tisch zu und ließ sich nieder. Die Mutter webte ganz leise mit Kopf und Schultern, indem sie dies beobachtete und ihre Beschäftigung wieder aufnahm. Conrad starrte dumpf nach ihr hin, sein Gesicht war gerötet und finster, seine Hände lagen geballt auf den Stuhllehnen. Sie trug ein Kleid aus grauer Alpaka mit vielen Falten um die Hüften, die ihre Gestalt massiger erscheinen ließen als sie in Wirklichkeit war. Die Spitzenhaube auf dem gescheitelten, vollen silbernen Haar, die feine weiße Rüsche an Hals und Ärmeln, die schwarze seidene Schürze, mit der sie sich bei ihrer Arbeit schützte, – diese ganze äußerst reine und mit Sorgfalt umgebene Erscheinung gaben ihr eine Würde und eine Entrücktheit, die Conrad in eben dieser Stunde aufs tiefste verwirrten. Aber so war es immer, dachte er von Unmut gelähmt. Sah er sie unter ihren Töchtern, dann bewegte sein Herz sich vor Mitleid, in dem auffluten-den Bedürfnis, sie zu beschützen, er wußte selbst nicht wovor, – vor Marias mürrischer Selbstherrlich-

keit, – vor Sophiens ehrfurchtlosem Gebaren. Ja, dann hatte er zuweilen bei sich gedacht, das beste würde sein, fortzugehen und sie mitzunehmen, gleichviel wohin, nur ihr irgendwo gute, stille, umhegte Tage zu schaffen und einen von Liebe verklärten Ausgang! Sobald er dann aber allein mit ihr war, war auch jene rätselhafte Kühle und Stille wieder um sie gebreitet, war da der blasse Blick ihrer Augen, wie aus weiter Ferne kommend und über ihn hinstreichend, durch ihn hindurchgehend, – jenes dünne Lächeln, das nichts von sich wußte, – jene ganze unzugängliche Einsamkeit, vor der ein strenger Engel zu wachen schien, den Finger auf die Lippen gepreßt. Dennoch und wider seinen Willen ward Conrad auch jetzt von jenem unklaren Geborgenheitsgefühl befangen, wie immer in ihrer Gegenwart. War er ihr denn als Kind jemals nähergekommen, hatte er sie damals je zu verstehen gesucht? Die Wärme des Kachelofens, die Ruhe, die ihn nach dem Gang durch die bewegte Landschaft umgab, betäubten ihn körperlich wohlig. Er saß, er sah den sanften Glanz der braunen gebohnten Dielen, den Schimmer der weißen Gardinen, er blickte auf das smaragdene Grün der Zimmerlinde, an der die Mutter eben hantierte, und seine Augen ruhten fast mit Behagen auf den bunten Gabentischen der Kinder, die noch nicht abgeräumt waren. Zwischendurch freilich grü-

belte er. Er war gekommen, mit der Mutter zu sprechen. Er war gekommen, sein Recht zu fordern, aus ihrem Munde zu hören, wie sie sich die Zukunft des Gutes dachte, – denn letzten Endes lag die Entscheidung bei ihr. Nicht wahr, so hatten sie es sich doch gedacht, sie alle, die ihm rieten, mit der Mutter zu sprechen, mit niemanden anderem?! Plötzlich dachte Conrad an einen Hund, den er einmal besessen, drüben auf der Hazienda, einen schönen Schäferhund. Er hatte alles gelernt, was man ihm beibringen wollte, nur war er nicht zu bewegen gewesen, über einen ihm vorgehaltenen Stock zu springen: er prallte zurück, er duckte sich, winselte, den Kopf auf die Pfoten gelegt, bat gleichsam um Gnade... Schießlich hatte er den Ausweg gefunden, den Stock platt auf dem Bauche liegend zu unterkriechen, um sodann mit einem Freudengeheul pfeilschnell davonzurasen...

Conrad rieb sich die Stirn. Warum denke ich an das Vieh? fragte er sich. Ist da ein Hindernis, das ich nicht nehmen kann? Will ich nicht springen? – Er starrte zur Mutter hinüber. Sie machte sich am Christbaum zu schaffen, befestigte ein heruntergefallenes Glöckchen, – es gab einen winzigen silbernen Klang. Das feine Rieseln sinkender Nadeln ward hörbar. „Er ist schon so dürr," murmelte sie, „er muß bald fort."

„Noch vor Dreikönig?"

„Jawohl, jawohl, – noch vor Dreikönig..." Und gerade als in Conrads Vorstellung die Erinnerung an den heiligen Abend aufstieg, als er dort vor dem geschmückten Baum mit der Mutter und Onkel Peter gesessen, eben da sprach die Mutter: „Onkel Peter geht es nicht gut. Martha will es nicht wahr haben, aber sie sieht das nicht, – nein, es geht ihm nicht gut..." Das redete sie vor sich hin, in den Baum hinein, mit demselben Ton wie sie eben gesagt hatte: „Er ist dürr – er muß fort..."

Mit einer seltsam gequälten Spannung neigte Conrad sich vor und horchte, was sie hinzufügen möchte. Aber sie ging jetzt stumm und eilig ins Nebenzimmer. Er lehnte sich aufseufzend zurück. Vielleicht kam sie wieder, er würde hier sitzen bleiben. So sagte er sich, obwohl er im stillen annahm, daß sie ihren Nähtischplatz aufgesucht habe. Halb mechanisch zog er eins der Photographiealben, die auf dem Tisch lagen, näher. Es war ein schwerer Folioband, dessen lederne Decken mit blanken Metallknöpfen gesichert und für ewige Dauer gefestigt schienen. Er schlug ihn auf und fing an, die Bilder zu betrachten.

Es war das „Brömse-Buch", das ihm da in die Hand gefallen war, – das Album, das ausschließlich Bilder der Brömseschen Familie enthielt. Es

begann mit Andreas, dem Urgroßvater, dessen irisierendes Daguerreotyp einen hageren Greis in Schoßrock und geschweiftem Zylinder zeigte, die Hände über der Krücke des Stocks gefaltet und die strengen Züge eingerahmt von den Spitzen der Vatermörder und den Bartstreifen an den Schläfen. Neben ihm, aber durchaus nicht mit ihm zusammen auf einem Bild, war die Urgroßmutter zu sehen, deren pompöse Rundlichkeit durch den Reifrock und die wirkungsvolle Verteilung des Shawls noch betont ward. Sie war die zweite Frau des Alten gewesen und hatte ihn um zehn Jahre überlebt. Es gab noch ein Ölbild von ihr, schlecht und recht nach der Schablone gemalt von einem in jener Zeit auf den Landgütern der Gegend mit seiner Kunst hausierenden Maler. Mit verkniffenem Mund und harten Augen blickte ihr rundes kurznasiges Gesicht unter der getollten Haube da aus dem Goldrahmen heraus. Es hieß, sie habe sich malen lassen, um Hermann, ihrem jüngeren Sohn, der das Gut übernahm, auch nach ihrem Tode als mahnendes Gewissen vor Augen zu bleiben. Was ihre Schwiegertochter durchkreuzte, denn sie hatte das Gemälde bald nach dem Hintritt der Alten unter allerhand klugen Vorwänden und diplomatischen Erklärungen allmählich aus den bewohnten Zimmern in die weniger bewohnten wandern lassen, und schließ-

lich war es in der Gaststube gelandet. Gäste sind duldsam, – sie können nicht anders. Diese Stube war später das Kinderzimmer der Siereschen Kinder geworden, und Conrad erinnerte sich gut, daß sie sich vor dem Bilde gefürchtet hatten. Es hieß bei ihnen „die böse Großmutter", und es war dann Conrad einmal gelungen, es mit Hilfe einer Bockleiter und eines Bindfadens mit dem Gesicht nach der Wand zu hängen. Dem war dann aber Sophie entgegengetreten. Sophie, deren Ähnlichkeit mit dieser Urgroßmutter häufig besprochen wurde und die sich darum in einer Art von Trotz zu einer unterstrichenen Pietät für sie bekannte, hatte damals scheltend das entwürdigte Porträt von seinem Nagel genommen und es durchgesetzt, daß es hoch zu Ehren kam und einen Platz über dem Ledersofa im Eßzimmer erhielt. Diese Wand war von da an die Stätte eines plötzlich bei Sophie ausgebrochenen Bedürfnisses, der Familie Brömse einen Gedächtniskult zu weihen, dem der Stiefvater Siere schmunzelnd und nachsichtig zugesehen hatte. Um die Sonne der Urgroßmutter herum bedeckte noch heute ein ganzer Sternhimmel Brömseſcher Familiengesichter die blaue Tapete.

Diese Erinnerungen stiegen in Conrad auf, während er weiterblätterte. Da waren Hermann und Gottfried, die Söhne des Andreas und der Sophie,

von denen Gottfried, der ältere, als Vorgänger Hoffmanns die Pfarre im Dorf innegehabt hatte, und erst als alter Mann gestorben war, während sein Bruder, der Hofbesitzer, schon mit einundfünfzig begraben war, ein Jahr ehe sein ältester Sohn, der wieder Andreas hieß, seine Base Cordula, das einzige Kind des geistlichen Onkels, heiratete. Gottfried, also sein Großvater von Mutters Seite, ein Brömse! Conrad sah lange in das glattrasierte, bebrillte Gesicht, seufzte, schlug um. Hermann Brömse mit seiner Gemahlin, einer strammblickenden, munteren Dame aus dem kleinen Adel der Landschaft. Andreas und Peter als Kinder in Kitteln mit Spitzenkragen und langen Höschen. Andreas und Peter als Knaben und junge Leute, immer getrennt, wie sie im Alter fünf Jahre auseinander waren. Hier aber einmal ein Doppelbild: Peter mit einem jüngeren Mädchen, das ihm schwesterlich gleich sah, mit Cordula, seiner Base. Die Kinder saßen zusammen auf einem kleinen Sofa, der Knabe hielt ein aufgeschlagenes Bilderbuch auf dem Schoß und hatte den anderen Arm um die Schultern des kleinen Mädchens gelegt, das sich an ihn lehnte. Fast ohne es zu wollen, verdeckte Conrad mit seiner Hand die Gesichter: zwei nicht zu unterscheidende Augenpaare blickten ihn an. Das Bild daneben aber stellte Andreas und Cordula als Brautpaar dar. Conrad

schlug um. Sophie und Johanne als kleine Mädchen in schottisch karierten Kleidchen. Und jetzt, als Abschluß des Buches, ein großes Bild, eine Familienaufnahme. Conrad hob den Kopf, blickte fort und sah sofort wieder nieder: das war Täuschung, — war Spuk! Wie kam er, — er selbst, — auf ein Bild, das die Mutter mit ihrem ersten Mann, Andreas Brömse, und ihren Kindern Sophie und Johanne zeigte? Die Mutter saß auf einem hochlehnigen Stuhl, sie saß aufrecht, das junge schöne Gesicht mit dem Ausdruck einer gewissen Feierlichkeit auf den Beschauer gerichtet. Sie war in die Mode der ausklingenden siebziger Jahre gekleidet und trug eine anliegende hochgeschlossene von vielen Falbeln und Rüschen besetzte Taille, unter der der weite Rock sich bauschte. Auf ihrem Schoß hielt sie die kleine Johanne. Sophie stand an ihr Knie gelehnt, finster, die winzigen Fäuste geballt, und über die Lehne des Stuhls beugte sich mit heiterem Besitzergesicht, breitschultrig und blond, Andreas Brömse. Seitlich von der Gruppe aber, an die Wand gelehnt, die Füße gekreuzt, stand ein Fünfter und blickte mit spöttischer Traurigkeit auf das Familienglück da vor ihm, — ein Mann, jung, gut gewachsen und groß, und dieser Mann trug seinen, trug Conrads Kopf auf den Schultern. Conrad starrte auf das Bild, sein Hirn siedete, — das war Onkel Peter, jawohl,

es war Peter Brömse, mit dem er durch die Mutter verwandt war, dessen Großvater sein eigener Urgroßvater gewesen ... Lieber Gott, Sophie glich der Urgroßmutter, warum sollten nicht Onkel Peter und ihm die Züge des Urgroßvaters verliehen sein? Conrad schloß das Buch und legte es auf den Tisch. Seine Hände bebten.

Die Mutter trat wieder ein, sie setzte sich in die Sofaecke und begann zu stricken. Er bemerkte es kaum. Seine Augen wanderten durch das Zimmer und nahmen die Gegenstände auf, die er von Kindheit an kannte, – die Alabasterschale auf der grünen Plüschdecke des Tisches, in der die roten Winteräpfel jetzt lagen, die kunstvolle Standuhr unter ihrem Glassturz auf dem Sekretär, zwischen deren Bronzesäulchen beim Stundenschlag der Tod mit der Hippe sein Wesen hatte, – die kostbaren alten Tassen in der Vitrine, – die vergoldeten Knäufe der Gardinenhalter und die Hyazinthengläser zwischen den Doppelscheiben, in deren kristallener Durchsichtigkeit das Wunder des Wurzelwerks lebte, während die keimenden Triebe noch von den spitzen, bunten Papiertütchen verhüllt waren.

„Die Clivia," sagte die Mutter, die seinen Blicken gefolgt war, „will schon blühen, – das ist zu früh. Alles hat seine Zeit, – was im Winter blüht, büßt im Mai ..."

Conrad fuhr auf. Er hatte eben gedacht: Ich habe immer angenommen, diese Welt sei mit mir zugleich entstanden. Aber sie war da, lange vor meiner Geburt. Ein Mann, der aussah wie ich, saß hier, wo ich sitze...

„Mutter!" sagte er. Seine Kehle war trocken, er räusperte sich, atmete tief. – „Mutter, warum ist Onkel Peter nicht Landwirt geworden?"

Diese Frage, er wußte es, war noch nicht das, was er fragen wollte. Die Mutter schwieg einen Augenblick.

„Weil es nicht reichte," sagte sie dann. „Weder zum Eigenen, noch zur Pacht. Als sein Bruder mich heiratete, wurde er Kaufmann."

„Und bis dahin?"

Die Mutter ließ die Arbeit sinken, nahm die Brille ab und strich mit der Hand über die Stirn.

„Bis dahin hat er das Gut mitbewirtschaftet. Er hing sehr am Hof, – sehr. Aber dann ging er..."

„Er ging..."

„Ja, denn er hätte doch auch heiraten können. Zwei Familien hätte das Gut nicht ernähren können, – damals nicht."

„Und ging er für immer?"

„Was denkst du, er kam alle Jahre. Er hatte hier immer die Heimat!"

„Und als dein erster Mann starb..."

„Kam er ganz zurück, ja. Was hätte ich tun sollen ohne einen Mann an der Seite? Ich war nicht so, wie Sophie und Johanne sind!"

„Und er hat nie geheiratet?"

„Nie!"

„Du sagtest einmal ..."

Conrad verstummte. Die Mutter wartete eine Weile, dann fragte sie sehr geduldig:

„Was sagte ich, Conrad?"

„Du sagtest, wenn Onkel Peter Geld gehabt hätte, dann hättet ihr euch wahrscheinlich geheiratet."

„Sagte ich dir das schon? Nun ja, Conrad, — so war es. Aber der Hof war uns wohl wichtiger als — das Glück ..."

Die letzten Worte stieß sie wie einen Seufzer hervor, wie ein kurzes trauriges Lachen. Sie nahm die Arbeit auf und begann hastig zu stricken. Conrad blickte finster auf ihre Hände.

„Mutter," sagte er dumpf, — „ihr habt euch geliebt?"

Frau Siere ließ die Hände ruhen. Sie sah auf, groß und frei, und blickte Conrad voll an. Sie sagte sehr einfach:

„Ja, mein Sohn. Ja. Wir liebten uns sehr."

In diesem Augenblick holte die Uhr zum Schlage aus, die elfenbeinerne Figur des Todes glitt zwi-

schen den Säulen hervor und mähte die Stunde mit blitzender Hippe.

Conrad stand hastig auf.

„Eins!" rief er stammelnd. – „Verzeih, Mutter, – ich muß fort! Christa wartet ..."

Dies Hindernis nahm er nicht.

Der Nachmittag brachte allerhand Ablenkung und Conrad nahm sie begierig auf, wie ein Schiffbrüchiger den Balken, der seine Qual vielleicht doch nur verlängert. Zunächst fand er beim Nachhausekommen den Doktor an Christas Bett vor, wo er scheinbar schon eine Weile in heiterem Geplauder verweilte. Er war äußerst zufrieden mit dem Befinden seiner Patientin und erlaubte nicht nur, sondern wünschte geradezu ein Verlassen des Bettes und eine Rückkehr zur gewohnten Lebensweise und regelmäßigen Tätigkeit. Man könne ja in dem vorliegenden Fall nie vorsichtig genug sein, meinte er fast entschuldigend; darum habe er die Sache auch ängstlicher dargestellt, als sie ihm selber erschienen sei. Nun hätten sich aber seine günstigsten Erwartungen bewahrheitet und Christa könne dem weiteren Verlauf ihrer Umstände mit Ruhe entgegensehen. Freilich dürfe sie nicht wieder mit dem Schlitten „Looping the loop" spielen, fügte der rosige alte Herr noch unter der Tür schalkhaft zurückdrohend hinzu,

– selbst nicht in Begleitung des Herrn Gemahls und auch nicht, wenn der Schnee noch höher und weicher läge wie neulich! Das würde das Söhnchen auf die Dauer doch übel nehmen. Christa, auf den Ellbogen gestützt, die Hand in das lockige Haar gewühlt, lachte glückselig hinter ihm drein. Kaum aber hatte Conrad die Tür hinter sich und dem Doktor geschlossen und sich angeschickt, ihn die Treppe hinunterzubegleiten, als er sie rufen hörte: „Doktor! Doktor! – Nein, Conrad, nicht du, der Doktor allein! Ich muß ihn noch etwas fragen, aber es ist nichts für Männerohren! Hinaus!"

Er blieb denn lächelnd vor der Tür stehen, ohne die Absicht, zu lauschen. Da aber der Doktor sein gesundes Organ nicht zu dämpfen für nötig befand, vernahm er ohne zu wollen die Antwort, die Christa erhielt: „Reisen? Eisenbahnfahren? Ja, warum denn nicht, meine Gnädigste? Na, na, Sie wollen dem guten Conrad doch wohl nicht durchgehen?"

Auf eine weitere von Christa geflüsterte Frage rief er: „Aber meinetwegen um die ganze Erde, liebes Kind! Dieser Sprung aus dem Schlitten war wohl Ihre Feuerprobe. Was habt Ihr denn vor, Ihr Heimlichtuer? Wollt ausreißen? Nun ja, nun ja, – vielleicht nicht das Schlechteste..." Die letzten Worte murmelte er vor sich hin und schwenkte die Hand in der Luft, während er aus dem Zimmer trat.

Conrad war schnell und lautlos die Treppe hinuntergestiegen und erwartete ihn vor dem Hause. Auch Christa gegenüber ließ er es sich später nicht anmerken, was er gehört. Christa dachte also an Reisen. Nun ja, er tat es ja auch dann und wann. Einstweilen war man noch hier.

Er richtete ihr einen bequemen Sitz am Fenster des Wohnzimmers her, so recht in der Sonne. Draußen sprangen die blitzenden Tropfen vom Dach und die Meisen, die sie zu füttern pflegten, balgten sich um den Vortritt zu den ausgestreuten und aufgehängten Leckerbissen. Das gemeinsame Mittagsmahl gestaltete sich zu einem kleinen Genesungsfest, und wenn Conrad je ein glückliches Vergessen all seiner quälenden Unruhe in Christas spielender Zärtlichkeit gefunden hatte, so war es an diesem Nachmittag. Kaum aber war es dämmrig geworden, als ein Automobil vor dem Hause hielt, dem eine ganze Gesellschaft entstieg: Eberlein und die übrigen Teilnehmer an jenem heiteren Abend vor Weihnachten, dessen man ja auch gerade heute besonders zu gedenken Grund genug hatte! Nun hatten zwar sowohl Conrad wie Christa vollkommen vergessen, daß Conrad damals in seiner fröhlichen Stimmung alle Anwesenden zu sich eingeladen hatte, es wurde ihnen aber mit großem Hallo versichert, daß alle hiermit gerechnet hätten. Zum

Beweis wurden ganze Gebirge mitgebrachter Pfannkuchen und zwei Flaschen Rum ausgepackt. Conrad geriet jäh in fröhliche Stimmung. Er lief hinüber, verhandelte heimlich mit Johanne und Maria, erreichte es, daß ihm der Weinkellerschlüssel ausgeliefert und kalte Küche hinübergeschickt wurde, holte Jonathan ab, der seine Laute und seine Ziehharmonika mitnehmen mußte, und kurz, – er brachte es an diesem Abend zu einer verfrühten Silvesterfeier, an der schließlich auch der Nachtwächter und ein paar Knechte teilnahmen, die von Gesang und Musik herbeigelockt, sich vor der Türe des Häuschens einfanden.

Hatte Eberlein die Absicht gehabt, ihn zu zerstreuen, da ihm denn, wie er Christa anvertraute, „der liebe Herr Siere gestern abend gar nicht gefallen habe", so war ihm seine Absicht für eine Nacht prächtig gelungen. Das Nachspiel aber am folgenden Tage, – dem letzten Tage des Jahres, – war nur geeignet, Conrad seine sonderbare wurzellose Stellung wieder ganz zu Bewußtsein zu führen. Sophie erschien, während das Ehepaar frühstückte, und sagte ihre Meinung über die Verpflichtung der Gutsherrschaft zu einem vorbildlichen Leben in Worten, die mehr als dürr waren. Conrad ging, während sie sprach, ans Fenster und blieb dort stehen, den Rücken zum Zimmer gewandt. Er ant-

wortete nicht. Er wußte recht gut, daß er gestern abend gedacht hatte, es käme ja nun nicht mehr drauf an, aber was ihm im halben Rausch möglich gewesen war, erschien ihm jetzt im nüchternen Morgenlicht selbst wie ein unbegreiflicher Frevel. Die Gespräche von gestern vormittag waren ihm in dieser Stunde sehr fern; er fühlte nichts, als daß ihm Sophie Vorwürfe machte, die nicht unberechtigt waren, und eben das erfüllte ihn mit wütendem Trotz. Er drehte sich um und ging mit den Worten: „Die fromme Tantenwirtschaft hat ja nun hier überhaupt bald ein Ende!" an Sophie vorüber zur Türe hinaus. Als er nach einem mit Christa trübe und schweigsam verbrachten Tage am Abend hinüberkam, begegnete er lauter bedrückten Gesichtern, und die von Johanne erteilte Erklärung, daß es Onkel Peter nicht gut gehe und der Arzt heute nicht ohne Bedenken gewesen sei, war nicht ausreichend für eine so allgemeine Feindseligkeit aller gegen alle. Die Mutter zog sich gleich nach dem Essen zurück, man hörte sie über den Flur gehen und blickte stumm auf die Teller, als Martha sagte: „Sie will die Nacht unten schlafen . . ."

Der nächste Vormittag brachte den üblichen gemeinsamen Kirchgang, an dem die Mutter jedoch nicht teilnahm, und nach Schluß des Gottesdienstes fand das große Beglückwünschen und Händeschüt-

teln der Gemeinde untereinander auf dem Platz vor der Kirche statt. Hier war es Jonathan, der plötzlich Conrad beim Arm nahm und ihn mit fortzog, doch nicht so bald, als daß es Conrad nicht aufgefallen wäre, wie abseits er hier gestanden hatte, während die Leute sich den Schwestern Brömse in aller Form als der Gutsherrschaft näherten. Es war ihm recht, daß der Blinde ihn bat, ein wenig mit ihm zu gehen, immer schien es ihm, als sei in der großen Luft leichter zu atmen, als sei hier im weiten Raum dem Rätselhaften besser zu begegnen, das über ihm schwebte und von dem er nicht wußte, wann es herabstoßen würde. Es hatte in der Nacht ein wenig gefroren, neuer Schnee war gefallen und vielleicht war auch wieder zugedeckt, was gestern, was vorgestern aufbrechen wollte.

Jonathan sagte mit seiner ruhigen Stimme: „Der Schnee riecht gut. Aber es wird bald tauen."

Conrad lachte kurz auf. Er blickte zum Himmel, wo sich weiches Gewölk ballte: „Deine Nase ersetzt dir die Augen."

„Und Maronde glaubt auch nicht an einen langen Winter," fuhr der Blinde gleichmäßig fort; „er sagt: der gelbe Strauch wird im Januar blühen. Dann wird auch der Pflug bespannt und der Sarg versenkt, — und Pflug und Spaten werden leichte Arbeit haben im offenen Land . . ."

„Der Sarg, – wessen Sarg? Maronde macht sich das einfach. Und welcher gelbe Strauch denn?"

Jonathan lächelte. Er ging noch ein paar Schritte und blieb dann stehen. „Dieser!" sagte er und wies zur Seite.

„Die Forsythia!" sprach Conrad staunend und streifte den Schnee von einem der Zweige des Busches. „Woher weißt du, daß wir gerade hier sind?"

Jonathan lächelte wieder, und der Druck seiner Hand auf Conrads Arm bat darum, weiterzugehen. Wer von uns beiden führt eigentlich, fragte sich Conrad dumpf. Die unberührbare innere Stille des Bruders wirkte sonderbar lösend auf ihn. Er fühlte, er würde sprechen müssen, doch noch hielt er an sich. Sie kamen auf den Pflasterweg hinaus, der gut gebahnt war, weil er die kürzeste Verbindung des Dorfes mit der Mühle im Grund darstellte.

„Maronde müßte eigentlich am besten über das Gut Bescheid wissen," begann Conrad jetzt mit behinderter Stimme, „er ist der älteste Mensch hier am Ort, fast hundertjährig. Er ist ja viel älter noch als Onkel Peter, – als Mutter ..."

Jonathan schwieg. Conrad fühlte ihn an seinem Arme wie eine Frau, er begriff nicht, warum. Eine zarte Aufgeschlossenheit wartete auf ihn, und doch war da Abwehr. Conrad sagte, tief aufatmend:

„Als die alte Koselow neulich kam, unsere Wäsche zu holen, redete sie so allerlei, – mein Gott, wie die Leute so reden, ohne Ziel und Zweck. Da sagte sie auch: ‚Das Haus hier, wenn das Haus,' – das Inspektorhaus, meinte sie, ‚erzählen könnte! Na, und nu wohnt der junge Herr drin . . .' Dann watschelte sie mit ihrem Wäschebündel davon – ‚nee, ach, nee . . .' – na, du kennst ja die Koselow! Aber seitdem frage ich mich manchmal, – wie lange steht das kleine Haus eigentlich, was soll es Besonderes erzählen können?"

Sie gingen. Ihre Schritte klangen stumpf auf dem festgetretenen Schnee. Nach einer Weile räusperte Conrad sich und setzte hinzu: „Gerade gestern abend fiel es mir wieder ein. Darum frage ich jetzt. Ja, – es steht wohl schon lange, – es stand schon vor Mutters erster Verheiratung?"

„Ja," sagte Jonathan, „ja, das glaube ich auch. Hast du die Weihe gehört?"

Er blieb stehen, den Kopf gesenkt. Aus den Lüften kam wieder der durchdringende klagende Schrei. Conrad blickte zerstreut empor und fand den Vogel unter den Wolken schwebend. Hinter ihm stand der Strahlenkreis der verschleierten Sonne.

„Wir müssen umkehren," sagte Jonathan leise. Conrad wandte sich mechanisch.

„Dann hat mir Onkel Peter einmal erzählt, –

nun, erzählt, – er schwatzt ja so alles mögliche vor sich hin, wenn man mit ihm Schach spielt, – also er sagte: ‚Da, wo du jetzt mit deinem Schatz wohnst, habe ich auch gewohnt, lieber Sohn . . .' Wenn er doch nicht immer ‚lieber Sohn' sagen wollte! Na, das tat er von je. Dich nennt er ja auch so . . ."

„Ja, natürlich! Mich nennt er auch so. Und wenn du willst, auch Mischa und jeden anderen Knecht auf dem Hof."

„Aber sein ewiges Gekicher ist unerträglich. Auch damals kicherte er. Natürlich darf man es nicht persönlich nehmen, aber es ist mir immer fatal. Was ich aber sagen wollte . . ."

„Warten wir. Ich glaube, hinter uns kommen die Kinder!"

Wirklich zeigten sich die kleinen Mädchen an der Mündung eines Hohlwegs, der vom Seeufer heraufführte. Sie hatten ihren neuen Schlitten erprobt. Ihre roten Jacken leuchteten im Grauweiß der Landschaft, ihre schrillen Stimmen jauchzten.

Conrad sagte: „Ich möchte wissen, w a n n Onkel Peter im Inspektorhause gewohnt hat! Ob nur damals nach Vaters Tode oder auch früher schon, nach Andreas Brömses Tode, – verstehst du?"

Er hatte den Arm des Bruders, ohne es zu wollen, heftig gepreßt. Jonathan machte sich sanft von ihm los. Er griff nach den Kindern, die jetzt heran-

gekommen waren, und tastete nach ihren Händen. „Wie kalt ihr seid! Schnell zieht Handschuhe an, die Mutter wird schelten. Und dann gebt mir die Hände und führt mich, meine großen Bärentatzen wärmen auch."

„Und der Schlitten?"

„Ach so, der Schlitten. Also führt mich eins von euch, das andere setzt sich in den Schlitten, und Onkel Conrad zieht. Wie wäre das?"

Sie gelangten so bis zur Gartenpforte. Hier gab es eine kleine Auseinandersetzung über das Recht, im Schlitten zu sitzen. Schließlich lief Eva, die bisherige Insassin, mit dem Schlitten davon, und Lena, das ältere, aber weitaus schwerfälligere Kind, trabte gekränkt hinterdrein.

Kaum hatte Conrad Jonathans Arm wieder in seinem, als er dringend fragte: „Also wann? Weißt du es wohl?"

„Was meinst du, Conrad?"

Conrad sagte, und gehorchte dabei gequält dem dunklen Zwang, der über ihm war: „Ich will wissen, ob Onkel Peter vielleicht schon früher einmal, also vor Mutters Verheiratung mit unserem Vater, im Inspektorhaus wohnte?"

Jonathan antwortete sachlich, aber sehr sanft: „Ich kann es nicht sagen, Conrad, es war ja vor unserer Geburt."

„Ja, vor meiner Geburt...," flüsterte Conrad, „das meine ich: vor meiner Geburt!"

Jonathan blieb stehen. Er behielt seine gewohnte gebückte Haltung bei, eines alten Mannes Haltung, der nicht sein ovales Jünglingsgesicht mit dem schimmernden Haar unter der schwarzen Pelzmütze, wohl aber die Gelassenheit seines Ausdrucks entsprach.

„Nur die Mutter," sagte er, und sein Ton schloß jede weitere Frage aus, so liebreich er war, — „nur die Mutter, Conrad, wird richtig sagen können, was früher geschah, — vor unserer Geburt."

Hierauf führte er Conrad langsam über die Pfade des Gartens zum Haus.

An diesem Abend legte sich Christa um halb neun nieder, übernommen von dem triebhaften Schlafbedürfnis ihres Zustandes. Conrad versprach ihr, bald nachzukommen. Er saß mit einem Buch am Tisch in der Wohnstube, aber er las nicht, sondern sah über die Seiten hinweg ins Leere. Als er durch die dünne Wand die leichten regelmäßigen Atemzüge im Nebenzimmer vernahm, stand er leise auf und ging an seinen Schreibtisch. Er zog die Schieblade auf, — es war nicht viel darin. Er nahm ein Häufchen Papiere heraus und begann zu ordnen, — es gab da aber nicht viel zu ordnen. Es gab keine

unbeantworteten Briefe und unbezahlten Rechnungen, es gab nichts, was wie ein Zeugnis für Wechselbeziehungen zwischen ihm und der Welt aussah, keinen Beleg dafür, daß er Teil an der Arbeit hatte, die die ganze Erde durchpulste. Natürlich gab es das nicht, er hatte es auch im voraus gewußt, – dennoch ließ er sich überwältigen von diesem Beweis seines leeren, nutzlosen Lebens, und während er rittlings auf einem Stuhl saß, die Arme um die Lehne verschränkt und finster die Hotelrechnungen und Kassenzettel seiner Reise mit Christa musterte, sagte er sich, daß diese allzu lange Sommerfrische jetzt abbrechen müsse, – um jeden Preis! Er stand auf, öffnete ein kleines Fach, holte die Bankabrechnungen über Christas Vermögen hervor und sah sie durch, obgleich er das Ergebnis im voraus wußte. Ebenso prüfte er den ihm nicht unbekannten Stand seines baren Geldes. Nachdem er dann eine Umrechnung des Gesamtbetrages in Pesetas vorgenommen hatte, was übrigens auch seit einiger Zeit alle paar Tage vorgekommen war, seufzte er nicht ohne Befriedigung auf. Er verwahrte den mit Zahlen beschriebenen Zettel diesmal sorgfältig in seiner Brieftasche. Bei dieser Gelegenheit nahm er den Brief des Padrone heraus und las ihn Zeile für Zeile aufmerksam durch. Nach alledem war er in eine gelinde Erregung ge-

raten, – jene Erregung, die das Reifen von lange heimlich gehegten Plänen zu begleiten pflegt. Er hätte gern noch mit Christa gesprochen, schlich an die Tür und lauschte. Die Musik ihrer Atemzüge war aber zu regelmäßig und süß, als daß er gewagt hätte, sie zu stören. Er lehnte sich an den Türpfosten und sah mit gerunzelter Stirn vor sich hin. Ein schneller heimlicher Aufbruch bei Nacht und Nebel, – das würde das Beste sein, sagte er sich. Flucht? Nun ja, – eine Flucht! Während er so stand, den Kopf zurückgeworfen und spürend, wie sein Herz schneller arbeitete, weil die bösen Fragen es wieder zu hetzen begannen, hörte er ein leises Geräusch und lauschte auf. Ein Schlüssel drehte sich unten in der Haustür, sie ward geöffnet und wieder geschlossen. Gleich darauf geschah dasselbe mit der Tür der Schreibstube. Die Ringe der Vorhänge unten klirrten beim Zuziehen, ein Stuhl rückte, – Conrad stand da und starrte finster zu Boden. Da hatte Sophie sich noch eingefunden, vielleicht um zu arbeiten, – vielleicht nur, um zu rauchen und einen Roman zu lesen. Material zum Arbeiten hatte die jedenfalls. Und wie er vorgestern beim Anblick der tauenden Felder alle Auswandergedanken im Handumdrehen vergessen hatte, so geschah es ihm jetzt: die bloße Vorstellung der geordneten Papierstöße, die Sophie da unten ver-

waltete, der Übersicht über die einzelnen Zweige der Wirtschaft, die sie besaß, der planmäßigen Verteilung von Lasten und Einkünften, die in ihren Händen lag, – die bloße Vorstellung dieser Arbeit erfüllte ihn mit so würgender Sehnsucht, Teil daran zu haben, daß es ihn schüttelte. Er war bestimmt, dieser Erde zu dienen und nicht einer fremden. Er hätte sich hinsetzen und blind ins Geflecht der mannigfachen Geschäfte greifen können, ohne etwas zu stören, so lag ihm alles im Blut. Ein Einfall kam ihm: phantastisch in Anbetracht der Verhältnisse, wie sie geworden waren, aber nicht phantastisch genug, um in dieser Stunde nicht einen Schein von Möglichkeit zu besitzen. Wenn sie sich nun von ihm dienen ließen? Wenn sie ihm nun ein Jahr freie Hand ließen und er ihnen beweisen könnte, was seine Kraft und seine in den letzten Jahren gereifte Erfahrung dem Gute zu sein vermöchten? Wie er so großmütig dachte, er würde sich nie in Sophies Wohltätigkeitsbetrieb mischen und Johanne nicht alle praktische Arbeit nehmen, kam ihm das Unsinnige seiner Hoffnung fast selbst zur Erkenntnis. Aber das Blut hatte zuviel Teil an seinen Wünschen, er mußte jetzt handeln.

Er ging leise hinaus, warf seinen Mantel über und nahm den Hut in die Hand: er wollte seinem Besuch bei Sophie einen zufälligen Anstrich ver-

leihen. Gleich darauf klopfte er an der Tür der Schreibstube:

„Ich sah Licht bei dir," sagte er, – „jawohl, ich wollte noch etwas durch die Luft gehen. Christa hat sich schon hingelegt. Ja, ich sah Licht bei dir, und da dachte ich ..."

Er verwirrte sich. Sophie hatte hier allerdings ein Licht, das mit weißen Nadeln durch Schlüssellöcher und Türritzen brechen mußte. Die hochkerzige Birne hing zwar unter einem grünen Glasschirm, doch dieser war so weit emporgeschoben, daß der ganze Raum in der unfreundlichen Nüchternheit seiner geweißten Wände unbarmherzig bestrahlt war. Es war nicht geheizt, und Sophie saß in ihren Mantel eingeknöpft da. Sie sah bei Conrads Eintritt kaum auf, sondern blätterte nervös weiter im Inhalt eines Aktendeckels, der den Buchstaben K trug.

„Da sagt mir Maria heute, wir würden noch eine Rechnung von Cranold bekommen, – ich weiß aber mit Bestimmtheit, daß ich's ihm schon auf den Tisch gezählt habe, und ich habe auch eine Quittung erhalten, selbstverständlich! Ich finde die Quittung nicht, das ist doch unglaublich ..."

Sie warf mit den kurzen Fingern die Blätter hastig von neuem um.

„Es handelt sich, – na, da ist sie ja, – nein, doch nicht, mein Gott! – es handelt sich um fünfhundert Mark. Ja, du wirst denken, ein paar Dollars, aber so zu rechnen erlaube ich mir nicht. Es ist doch zu fatal! Dieser Cranold wäre imstande... So etwas ist mir doch noch nicht passiert!"

Cranold war der Sattler in Lohme.

Conrad war mit leisem Lächeln an den Aktenständer getreten und hatte den Deckel mit C herausgezogen. Er schlug ihn auf, blätterte –: „Hier," sagte er, „die alte Geschichte: Conrad und Cranold schreibt sich noch immer mit C!"

Sophie warf einen überraschten Blick auf das Blatt, das er ihr hinhielt. „Wahrhaftig!" Sie schob die Brille hoch und sah zufrieden zu ihm auf. „Das hast du gut gemacht, – nun kann ich ruhig schlafen!"

Sie stand auf, räumte ein und schloß ab.

„Das ist schön, Sophie," sagte Conrad, „es ist schön, daß du ruhig schlafen kannst. Ich wollte, ich könnte es auch."

Sie stand vor dem Schrank und sah über die Schulter nach ihm zurück, – ungeduldig und mißtrauisch.

„Hm," sagte sie, „schlechter Schlaf? Komm mit hinüber, Martha hat Baldrian oder dergleichen."

„Nein, Sophie, nein. Das brauche ich nicht."

Er hatte bisher gestanden. Jetzt ließ er sich auf einen Stuhl nieder, massig und schwer. Er sah vor sich hin und drehte den Hut zwischen den Knien.

„Ich muß mir dir reden, Sophie."

„Ach," – sie lief hin und her und bewegte ärgerlich ihren Kopf, – „es ist spät. Es ist kalt. Was willst du denn? Brauchst du Geld?"

Conrad blickte auf und faßte sie scharf ins Auge.

„Ich muß mit dir reden, Sophie!" wiederholte er.

Sie setzte sich.

„Also. Worum handelt es sich?"

„Sophie," begann er, „ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Wir haben uns manchmal gezankt, seit ich wieder zurück bin..."

„Ich wüßte nicht. Ich habe keinen Grund, mich zu zanken."

„Gut, Sophie, gut, – wie du willst. So will ich sagen: ich habe vielleicht nicht immer so zu dir gesprochen, wie ich sollte. Du mußt es verstehen, – es tut mir jetzt leid, es hat mir jedesmal leid getan, aber ich konnte nicht anders. Ich bin ohne Arbeit, Sophie, und ich bin ein Mann. Ein Mann ohne Arbeit verliert seine Würde."

Er schlug die Augen nieder, als er das sagte. Er war errötet. Er war der großen Worte nicht gewohnt, doch kamen sie ungerufen.

„Sophie," sagte er, und sah sie jetzt gerade an, „ich wollte dich bitten, daß du mich mit euch arbeiten läßt."

Sie hatte das volle Kinn gegen die Brust gedrückt und blickte von unten herauf zu ihm hin. Ihre rechte Hand drehte einen Bleistift. Sie sagte nichts.

„Ich habe eingesehen," fuhr Conrad fort, „daß es irgendeinen Grund gibt, der dich und Johanne hindert, euch abfinden zu lassen und mir den Hof zu geben, wie es doch abgemacht war. Ich habe eingesehen, daß Mutters Wort nichts mehr gilt. Ich habe, ohne zu fragen, viel eingesehen, und ich habe verstanden, daß hier kein Mensch offen mit mir zu reden wagt. Ich achte das. Es ist gut von euch. Es ist sowieso schwer genug, — und durch Reden würde es ja nicht leichter." —

Er war jetzt sehr blaß. Seine Lippen zitterten.

Sophie kritzelte mit ihrem Bleistift auf der Löschblattunterlage des Tisches. Sie sagte: „Ich weiß nicht, was du willst. Wer offen fragt, dem wird offene Antwort gegeben."

Conrad hob fast beschwörend die Hand.

„Gut, Sophie, gut. Ich habe schon gefragt. Ich habe gefragt, ob ihr mich mitarbeiten lassen wollt. Es braucht nur ein Ja oder Nein."

Sophie stieß den Stift auf den Tisch, daß die Spitze zerbrach.

„Nein!" rief sie. „Du weißt es, daß es Nein heißen muß!"

„Und daß du mich und Christa und unsere Kinder heimatlos machst. Das heißt es auch!"

Sie sahen sich an. Conrad glich einem zornigen Erzengel. In Sophiens Zügen stand Haß.

„Deine Mitarbeit...," sagte sie langsam und höhnisch. – „Ich verkaufe mein Erstgeburtsrecht nicht um dies Linsengericht!"

„Erstgeburt!" sagte Conrad wegwerfend. „Was willst du damit? Ob du oder ich oder Jonathan, – das ist hier doch gleich."

„Ob ich und Johanne, oder Maria, Martha und Jonathan, das ist allerdings gleich. Aber dich, mein Freund, dich laß nur aus dem Spiel." Sie strich mit der Hand durch die Luft, – strich ihn aus.

Conrad sah sie fassungslos an.

„Wir haben alle eine Mutter und – eine Heimat, Sophie."

„Ja, aber verschiedene Väter. Du weißt es. Und für dich ist kein Testament gemacht."

Conrad holte schwer Atem.

„Daß du... keine Mutter bist, das merkt man aber, Sophie. Wenn zu dir der Rechte gekommen wäre, – du würdest auch anders sein..."

Sophie stieß ihr trockenes Lachen aus, das diesmal wie das Stöhnen einer gemarterten Seele klang.

„Das sagst du mir, gerade du! Weißt du, daß ich neunzehn Jahre alt war, als du auf die Welt kamst? Weißt du, daß ich deine Mutter sein könnte? Und der Rechte" — sie lachte wieder, und Conrad zuckte zusammen, — „nein, der Rechte war gar nicht so weit!"

Aus ihrer unheimlichen Heiterkeit wurde sie jäh bitter ernst. Sie stand auf.

„Genug," sagte sie, „dir muß reiner Wein eingeschenkt werden. Wir sind alle nicht mit der Wahrheit verschont worden, und wenn man dich schont, bist du imstande und stellst uns als Teufel hin. Was du ahnst, weiß ich nicht; was du wissen mußt, ist dieses: daß Wilhelm Siere dein Vater nicht ist. Dein Vater ist Peter Brömse, und die Mutter ist mit dir unterm Herzen in die zweite Ehe gegangen!"

Conrad saß regungslos. Er hatte den Kopf zur Seite gewandt. Ein unbeschreiblicher Zug von Gram und Ekel verzerrte sein Antlitz. Es war, als wollte er fliehen und sei auf die Stelle gebannt.

Sophie setzte sich. Sie zitterte etwas.

„Du bist der einzige Mensch, der das nicht gewußt hat," sagte sie dumpf, und stützte die Stirn in die Hand.

„Woher," fragte Conrad, „woher weißt du...?"

„Weil ich achtzehn Jahre alt war, als Onkel Peter hier in dies Haus zog, – weil da alles ins Rollen kam und seinen Lauf ging. Weil ..."

Sie besann sich. Sie schien zu begreifen, daß sie jetzt alles begründen mußte. Sie erzählte stockend:

„Als mein Vater starb, war ich fast dreizehn Jahre alt. Mutters Vater lebte damals noch, du weißt, er war Pastor im Dorf. Hoffmann ist sein Nachfolger. Als Vater nun tot war, kam Onkel Peter ganz her, um Mutter zur Seite zu stehen. Er wohnte aber im Pfarrhaus und nicht auf dem Gut, so wollte es Mutter von Anfang an, – und sie wußte wohl gleich, warum. Heiraten konnten sie nicht. Vater hatte das Gut heruntergewirtschaftet, und Onkel Peter brachte es nicht herauf. Das dauerte fünf, sechs Jahre. – Großvater starb, Hoffmann zog mit seinen vielen Kindern ein, und Onkel Peter mußte hinaus. Da ward ihm dieses Haus eingeräumt, und von dem Tag an war das Gerede da ..."

„Gerede ..." sagte Conrad schwach und deckte die Hand über die Augen, – „was sagt schon Gerede?"

Sophie beugte sich vor. „Wenn ich dir sage, daß ich achtzehn Jahre alt war und nicht blind. Nein, ich war nicht blind, – weiß Gott. Und wenn du nicht glaubst, – geh doch zur Mutter. Wir haben es alle aus ihrem Mund gehört."

„Wie das?" entsetzte er sich.

„Sie hat im Fieber gesprochen, als sie vor vier Jahren krank war. Und ich glaube, Hoffmann weiß auch... Aber ich war noch nicht fertig. Onkel Peter war es, der Siere eines Tages mitbrachte, er war ja sein Freund. Und, nun ja, Mutter hat Siere geheiratet, und sechs Monate später kamst du auf die Welt..."

„Und..." Conrad stotterte, indem er eine Bezeichnung für den Mann suchte, in dem er bisher seinen Vater gesehen. Schließlich sagte er matt: „Und Mutters Mann, – wußte er...?"

Sophie zuckte die Achseln.

„Doch wohl. Sie lebten ja gut miteinander," sagte sie gleichmütig.

„Also galt ich doch für – sein Kind?"

„Er hat dich nicht adoptiert."

Conrad schüttelte den Kopf, langsam, als faßte er nichts.

„In diesem Haus?" fragte er plötzlich, und sah die Schwester wild an. „Und hier hast du mich einquartiert, mich mit Christa?"

Sophie sah nicht auf. Ihr Gesicht glühte.

„Das sind wohl Äußerlichkeiten," sagte sie hart. Nach einer Weile setzte sie hinzu: „Du weißt jetzt, daß du nicht auf Rechte pochen kannst, die nicht existieren. Vielleicht bekämst du juristisch

recht, weil nichts zu beweisen ist, denn schließlich hat niemand die Kerze gehalten. Aber du wirst wohl wie wir den Wunsch haben, die Mutter zu schonen..."

Sie sprach schneller, denn Conrad war aufgestanden und hatte eine schwankende Bewegung zur Tür hin gemacht. Sie erhob sich auch.

„Du hast mir Unmütterlichkeit vorgeworfen, – ich will nicht für mich sprechen, aber ich glaube, meine Arbeit im Dorf spricht für mich. Und ich glaube, wenn ein Flecken auf Brömseshof war, so ist es Johanne und mir zu danken, wenn er fast getilgt ist. Und wenn ich dir hart scheine, – wir stehen ja alle vor Gott, er hat meine Arbeit gesegnet und wird nicht wollen, daß ich sie aufgebe..."

Conrad sah wie aus weiter Ferne hin in ihr überzeugungsheißes Gesicht. „Es ist meine Schwester," dachte er staunend. Er ging nach der Tür.

„Jawohl," murmelte er, „natürlich, – jawohl..."

„Jawohl," hatte Conrad gesagt, „jawohl. Du hast recht. Wenn die Sache so steht, dann freilich..." Unter der Tür war er noch einmal stehen geblieben und hatte den Mund geöffnet, als wollte

er noch etwas sagen. Aber der Ausdruck im Gesicht der Schwester machte ihn schweigen. Er ging aus der Tür, als sei er allein im Zimmer gewesen, und auf dem Flur setzte er sogleich den Hut auf den Kopf. Er stieg nicht die Treppe hinauf zu Christa, nach der Treppe sah er sich nicht einmal um. Er ging auf die Haustür zu, öffnete sie, trat hinaus, wobei er etwas taumelte, denn er verfehlte die Stufe, und sodann wandte er sich nach links, schritt in der kühlen, durchsausten, durchtropften Dunkelheit über den Hof und zum Hoftor hinaus. –

Als am nächsten Morgen im Dorf nach seinem Verbleib geforscht wurde, meldeten sich allerhand Leute, die ihn gesehen haben wollten, mit Sicherheit aber war nur dem Pastor zu glauben. Denn wenn der Bauer Tiedtke angab, er habe um Mitternacht noch Licht in der Kammer gehabt, weil er für eine kranke Kuh habe wachen müssen, und da hätten die Hunde angeschlagen und wie rasend gebellt. Wie er aber hinausgesehen habe, so habe das große schreckliche Gesicht eines Mannes von draußen durch die Scheibe geblickt, – und das sei Herr Siere gewesen... Wenn die Hebamme erzählte, sie sei mit ihrer Laterne von der Entbindung einer Taglöhnersfrau nach Hause gegangen, und auf einmal habe in der Finsternis ein schwarzer Kerl sie fast überrannt, sie habe schon schreien wollen, habe

es aber gelassen, weil der Laternenschein ihr gezeigt hätte, daß er so gute Stiefel gehabt hätte und nicht wie ein Strolch. Und das sei gewiß der junge Herr vom Gut gewesen... Und wenn der Schulze selbst, der erst spät in der Nacht von der Bahnstation heimfuhr, auf der Landstraße einem Menschen begegnet war, der taktmäßig marschierte und dazu ein Soldatenlied sang, – und zwar jenes Lied vom schönen Garten, in dem andere spazieren gehen, – wenn der Amtsvorstand in diesem nächtlichen Wanderer mit Sicherheit Conrad Siere erkannt haben wollte und der an allen Gliedern bebenden Christa zusprach: „Seien Sie ruhig, junge Frau, wenn er sich so weitergesungen hat, ist er nicht weit gekommen, – warten Sie ab, ehe Sie Aufsehen machen, – der kommt von alleine wieder..." Wenn diese Leute alle nicht freiwillig gesprochen hatten, sondern wenn man erst durch das Herumfragen des Gesindes, durch Stallgeschwätz und Mägdeklatsch darauf gekommen war, sie zu befragen, so war doch Pastor Hoffmann schon ganz früh am Morgen jenes 2. Januar im Begriff gewesen, Frau Siere aufzusuchen, da er nach seiner nächtlichen Unterredung mit Conrad das Gefühl hatte, es könnten auch andere Menschen auf dem Hof seines Zuspruchs bedürfen. Darum hatte Maria, als sie gegen neun Uhr kam, um

ihn aus einem ganz anderen Anlaß zu holen, ihn schon zum Gehen gerüstet gefunden, und er hatte nur noch die schwarze Tasche ergreifen müssen, die immer bereitstand, und die denen, die ihm damit begegneten, das Zeichen gab, zur Seite zu treten und zu grüßen, ernster noch als für gewöhnlich...

Pastor Hoffmann entledigte sich der Aufgabe, die seiner harrte, mit der gewohnten milden Feierlichkeit und sprach die Gebete, die die Stunde erforderte. Als ihm Sophie dann in der Wohnstube ein Glas Portwein vorsetzte und mit strenger Gefaßtheit beginnen wollte, gleich Tag und Stunde einer nötig werdenden Feier festzusetzen, wehrte er freundlich, aber bestimmt ab. Das habe Zeit, meinte er, bis es unabänderlich sei, diese Feier zu rüsten; und er sei ja so leicht zu erreichen. Wenn er aber Frau Siere nun einmal sprechen könnte?

„Meine Mutter wird jetzt kaum zu sprechen sein," sagte Sophie mit ihrem trockenen Schnaufen.

„Nur für kurze Minuten," bestand Pastor Hoffmann sanft, mehr zu Maria gewandt, die in der Ecke den Christbaum abputzte und nun sogleich hinausging.

Kurz darauf trat Frau Siere allein ins Zimmer. Sie hielt sich aufrecht, aber sie war sehr bleich und ging wie jemand, der nichts von sich weiß. Als sie sich gesetzt hatte und Hoffmanns zaudernden

Blick auf Sophie bemerkte, wandte sie sich zur Tochter: „Willst du uns allein lassen!" sagte sie mit müder Kopfbewegung. Sophie entfernte sich mürrisch.

Was Hoffmann zu sagen hatte, war im Grunde nicht viel. Conrad sei gestern noch bei ihm gewesen. Zwischen zehn und elf Uhr abends, als er sich gerade zur Ruhe hätte begeben wollen, sei er bei ihm eingetreten, blaß und verstört, und ohne einen Gruß. Er habe sich auf einen Stuhl gesetzt und vor sich hin gestarrt. Plötzlich habe er angefangen zu weinen. „Und," sagte Hoffmann, „ich habe ja gleich gesehen, woran ich war."

„Sie haben etwas erfahren, was Sie sehr erschüttert, Conrad," hätte er zu ihm gesagt und ihm die Hand auf die Schulter gelegt. Einen Mann weinen zu sehen, das sei ja nicht leicht, zumal einen Riesen wie Conrad. Aber Conrad habe geschluchzt wie ein Kind, und ihm leise zuzusprechen, bis er ruhiger wurde, sei ganz natürlich gewesen. Endlich habe er dann zum Sprechen angesetzt, aber nichts hervorbringen können. Nur: – ob es denn – wahr sei, habe er gefragt.

„Meine liebe Freundin," sagte Hoffmann und legte seine Rechte behutsam auf Frau Sieres Knie, „was sollte ich Ihrem Sohn antworten? Ich dachte an jene Abendstunde während Ihrer schweren

Krankheit, als Sie mich rufen ließen und mir offenbarten, was Gott Ihnen zur Schuld werden ließ. Ich stehe unter dem Beichtgeheimnis und nur, wenn Sie mich davon entbinden, kann ich mit Conrad reden und versuchen, ihm einen Weg zu zeigen, um seinen Frieden mit Gott wiederzufinden . . ."

Frau Siere sah auf seine Hand nieder, die Trösterhand, die gestern nacht auf Conrads Schulter gelegen hatte.

„Was haben Sie ihm gesagt?" fragte sie rauh.

Hoffmann nahm seine Hand an sich und wiegte den weißen Kopf. Er habe ihn vorsichtig ausgeforscht, was er denn eigentlich erfahren habe. Conrad habe bitter gelacht und gesagt: „Oh, genug!" Er wisse genug, um nie, aber auch nie mehr, einen Finger rühren zu können, um das zu verteidigen, was er bisher für sein Recht gehalten habe. Er wisse recht wohl, vor der Welt könne er sich dies Recht erzwingen, aber nicht vor Gott und seinem Gewissen.

Wer denn mit ihm gesprochen habe?

Conrad habe zerstreut in die Luft gesehen und gesagt: „Alles und jedes!" Ja, habe er nach einer Weile hinzugefügt, seit er heimgekehrt sei, habe jeder Blick, jedes Wort der Seinigen, habe jeder Gruß von den Leuten auf dem Hof und im Dorf ihn gefragt, was er eigentlich wolle. Der Boden

selbst habe ihn ungern getragen, und er wisse wohl, wenn er nicht wiche, wenn er Heimatrecht sich erzwinge, so würden seine Hände Unglück säen und er würde der Erde zum Fluch werden.

„Ihr Sohn Conrad, Frau Siere," sagte Pastor Hoffmann und hüstelte leise, „hat einen Einschlag von Wildheit, der mich erschreckt. Ich möchte diesen Zug barbarisch, ja beinahe heidnisch nennen, wären es nicht die von der Kirche geheiligten Gesetze, für die er sich mit solch elementarer Wucht einsetzt. Wenn ich ihn recht verstanden habe, so empfindet er die eigene Existenz als eine Beleidigung des Geistes, der von jeher als Geist seiner Vorfahren hier gewaltet hat. Er fühlt wie ein Brömse, – was ja nach der Logik des Blutes nicht weiter merkwürdig ist. Er sagte etwas des Inhalts: wären sie doch lieber mit uns und dem Hof zugrunde gegangen, als den Hof um d e n Preis zu erkaufen."

Frau Siere hatte sich vorgeneigt und die Hand auf ihr Herz gepreßt. „Er ist hart," murmelte sie. Dann lehnte sie sich wieder zurück. „Wir sind es alle," setzte sie bitter hinzu. „Was haben Sie ihm gesagt?"

Er habe nicht glauben können, daß nur allgemeine Ahnungen und Vermutungen ihn in diesen Zustand gebracht hätten, fuhr Hoffmann fort. Er

habe auch immer angenommen, es sei schon bald nach seiner Rückkehr zu einer Aussprache zwischen ihm und den Stiefschwestern gekommen, wie denn das ganze Dorf geglaubt habe, Conrads Übersiedlung ins Inspektorhaus sei schon ein Ergebnis seines Verzichtes. Denn, nicht wahr, über die Stellung des Dorfes zu der Frage von Conrads Herkunft gäbe sich Frau Siere wohl keiner Täuschung hin. Für die Leute sei die Angelegenheit ja ganz verjährt und über den Krieg halb in Vergessenheit geraten; schon zu Herrn Sieres Lebzeiten habe schließlich kein Mensch mehr daran gerührt und alle hätten angenommen, Herr Siere wisse selber Bescheid, und das sei nun seine Sache . . .

„Er wußte ja auch," brachte die alte Frau gequält hervor, „mein Gott, wie ich ihn gebeten habe, das Kind auch offiziell zu adoptieren in aller Stille. Aber er ließ ja den Dingen ihren Lauf, — er war so optimistisch. Er rechnete nicht mit Sophie . . ."

„Nun, Fräulein Sophie . . . Wenn sie von ihres Stiefvaters Wunsch unterrichtet wäre . . . Ihre Tochter Sophie, liebe Freundin, ist eine so gute Christin!"

Frau Siere lächelte, und es war das schmerzliche Lächeln, das Johanne auch hatte, ein Lächeln mit hochgezogenen Brauen, das wie der Anfang eines Weinens war.

„Ich will Ihnen sagen, was Sie nicht wissen, Hoffmann. Sophie war achtzehn Jahre alt, als ich Conrad erwartete. Sophie liebte Peter Brömse, er ist ihre erste und einzige Liebe gewesen. Sophie hat von Anfang an alles durchschaut und geahnt, seit meiner Krankheit aber weiß sie es, und die anderen wissen es auch, denn ich muß mich im Fieber verraten haben. Und wenn sie noch vor dem Krieg zu einem Vergleich bereit war, – seit meiner Krankheit ist sie entschlossen, nicht vom Hofe zu weichen. Denn sie hat mir nicht verziehen, daß Peter sie neben mir niemals sah. Nein, – die Liebe ist wohl vergangen, aber der Haß ist geblieben. Ja, lieber Hoffmann, – die Brömses sind Christen, – aber heidnische Christen, – wie Sie von Conrad sagten, – das muß wohl wahr sein . . ."

Hoffmann sah vor sich nieder. „Wenn dem so ist . . . Und Conrad sagte mir gestern, – nachdem ich ihm gesagt hatte, er solle zu Ihnen gehen und nur zu Ihnen, und sich mit Ihnen aussprechen, – da sagte er mir: Sophie hat mit mir gesprochen."

Frau Siere drückte ihr Tuch gegen die Lippen.

„Nun, so gnade ihm Gott," flüsterte sie.

Der Mann, den die Hebamme und Bauer Tiedtke im Dunkeln gesehen, und den der Schulze hatte marschieren und singen hören, war wirklich

Conrad gewesen. Als er merkte, daß das Gefährt des Schulzen anhielt und man hinter ihm dreinspähte, war er still geworden. Später erhob er seine Stimme von neuem und marschierte im Takt der Lieder, wie sie ihm einfielen. Ihm war, er sei im Kriege auf einem nächtlichen Marsch nach einem harten Tage, vielleicht auf dem Rückzug, vielleicht nur bei einem Stellungswechsel. Seit er das Haus des Pastors verlassen hatte, dachte er nicht mehr, er hatte sich abgestellt, die Erinnerung ausgeschaltet, und das war ja damals nach den blutigen Tagen für sie alle die einzige Möglichkeit gewesen, nicht toll zu werden. Sie erhielten sich den Verstand, indem sie vorübergehend auf seine Anwendung verzichteten. Singend zu marschieren, das war ein unvergleichliches Betäubungsmittel gewesen. Das hatten die Leute gewußt und die Vorgesetzten hatten mitgetan, soweit ihre Verantwortung ihnen erlaubte, sich zu vergessen. Wer aber hatte die Verantwortung für ihn übernommen, der da seinen Weg durch die Nacht machte und vergessen hatte, was hinter ihm lag und was noch auf ihn wartete?

Conrad schritt in der Mitte der Straße dahin, die kalte Nässe des aufgeweichten Bodens spritzte an ihm empor. Er sang, und wenn er nicht sang, so ließ er sich doch schwer und gleichmäßig von einem Fuß auf den anderen fallen, als folgte sein Körper

einem innerlich gehörten Rhythmus, dem unwiderstehlichen, unabänderlichen Takt, der vorwärts trieb. Der halb schon zergangene frische Schnee auf den Feldern zur Seite der Straße leuchtete matt im Schein eines wieder wachsenden Mondes, der zwischen treibenden Wolken manchmal Macht gewann. Die großen Kronen der Chausseebäume knarrten und ächzten im Winde, und derselbe Wind sang seufzend in den leise wankenden Telegraphenstangen. Bisweilen kam Conrad durch eine Siedlung oder ein Dorf; dann schwieg er und blickte stumpf nach den erleuchteten Fenstern, wo sich eins fand, aber er ging nicht mehr hin, um hineinzuschauen, wie beim Bauern Tiedtke. Warum er das dort getan hatte, wußte er nicht genau. Er sagte später zu Christa, er sei wohl eigentlich furchtbar müde gewesen und wäre gern irgendwo eingekehrt. Zuweilen kam er durch ein Gehölz; dann sang er lauter, denn das hatten sie auch so gemacht, damals in den polnischen Wäldern. Ein paarmal kam es vor, daß er gar nicht sang, sondern weinte. Dann hielt er das Antlitz erhoben und fühlte es in der kühlen streichenden Luft warm über seine Wangen rinnen und rinnen. Gegen Morgen begann es zu regnen, da wußte er nicht mehr, war es Wasser auf seinem Gesicht oder Tränen. Wenn es zuviel ward, wischte er es mit der Innenseite seiner Ärmel ab.

Nachdem er zwei Stunden dieser triebhaften Wanderschaft hinter sich hatte, war er vollkommen ausgelöscht aus allen menschlichen Bindungen, hatte er aufgehört Bruder zu sein, Gatte oder gar Sohn. Christa mochte um diese Zeit erwacht sein und schaudernd gefühlt haben, daß das Bett neben ihrem noch leer war. Martha mochte zur selben Stunde über Peter Brömse geneigt dastehen, das Licht mit der Hand beschirmend, und auf den plötzlich veränderten Atem des Greises horchend, während oben in ihrer Schlafkammer die Mutter sich schon vom Lager erhob und der Schlaf auch aus dem ganzen übrigen Hause wich, weil ein Mächtigerer Einlaß begehrte. Das alles hatte mit Conrad so viel und so wenig zu tun, wie mit dem Rauch des schnell entfachten Herdfeuers, den der Wind von Brömseshof forttrug, – mit dem klagenden Nachtvogel in der Tiefe des Waldes, – mit dem pochenden Holzwurm in des Hauses Gebälk. Aufgelöst in das Weben der Nacht verlor sich sein Schmerz. Er wußte es nicht, daß er, zugleich gehalten und geschleudert von einer geheimnisvoll wirkenden Kraft, Brömseshof in weitem Umkreis umschweifte und nicht geradeaus ging, wie er eigentlich meinte. Im Inneren dieses Kreises lag Christa und in ihr beschlossen der Keim des Lebens, der süße, pochende gesunde Kern inmitten der welk und mürbe zer-

bröckelnden Frucht, das feurig wallende Herz in der erstarrenden Schale des alten Gestirns. Und dies Herz, es würde die Schale sprengen, seine eigene Bahn ziehen und ihn mit fortreißen, mochte mit den Trümmern der alten Welt geschehen, was da wolle . . .

Das wußte er nicht. Er handelte nicht, ihm geschah nur. Um fünf Uhr morgens geriet er in eine kleine Stadt und kam zu sich selbst. Es war nicht Lohme, wie er zunächst meinte, es war eine Stadt, die Lohme entgegengesetzt und viel weiter von Brömseshof entfernt war. Während er durch die ausgestorbenen, schlecht erleuchteten Straßen ging, begann er vor Müdigkeit zu schwanken und schrecklich zu frieren. Er suchte den Bahnhof auf, hatte das Glück, den Wartesaal einiger Frühzüge wegen schon geöffnet und geheizt zu finden, ließ sich ein heißes Getränk geben und schlief sitzend ein, noch ehe er es vertilgt hatte. Nachdem er erwacht war, verbrachte er den Vormittag über Zeitungen brütend und unfähig, einen Entschluß zu fassen. Schließlich raffte er sich auf, telegraphierte an Christa, er würde am Abend zurück sein, und nahm gegen Mittag einen Zug, der Anschluß an die Kleinbahn seines Kreises hatte. Es war vier Uhr nachmittags, als er an seiner Station ausstieg, und die Dämmerung war nicht mehr fern.

Er hatte sich diesen Vormittag alles noch einmal im Kopf herumgehen lassen, was er von Sophie gehört und was ihm Hoffmann doch bestätigt hatte, – oder hatte er es ihm am Ende gar nicht bestätigt und ihm nur anheimgestellt, sich an die Mutter zu wenden? Was Conrad in sich unterdrückt hatte, seit der erste schaurige Verdacht ihn gestreift, die Versuchung, aus fassungslosem Gram in Groll, in Zorn auf die Mutter überzugehen, diese Versuchung hatte seit gestern an Kraft gewonnen, sie schien in der Besinnungslosigkeit dieser Nacht Blut getrunken zu haben und hockte ihm nun erdrückend im Nacken. Ja, er wollte nun mit ihr reden, mit ihr allein und sehr deutlich!

Conrad hatte denselben Weg eingeschlagen, wie nach seiner einsamen Ankunft im Herbst. Er fragte sich, warum er wohl damals schon wie ein Dieb in der Nacht heimgekehrt sei, ohne sich anzusagen, ohne den Wagen an die Bahn zu verlangen? Plötzlich wußte er es ganz genau, daß er von vornherein voll Mißtrauen und Argwohn gewesen war, daß Zwietracht sein Erbteil gewesen, wie das Erbteil aller seiner Geschwister, und daß er lauernd und verborgen am Wege gestanden hatte, um aus den Mienen der Seinen, selbst ungesehen, zu erkunden, wie die Dinge für ihn standen. Christa wollte wieder und wieder wissen, warum er nicht gleich heim-

gekehrt sei, er hatte es ihr niemals klar sagen können, weil er bisher sein unglückseliges Zaudern selbst nicht hatte begreifen können. Er blieb stehen, wie gebannt vom Blitz seiner jähen Erkenntnis. Eine Hand vorgestreckt starrte er in die aufgetane hinein, als läse er dort endlich ganz erbarmungslos klar die Ausdeutung seiner fluchbeladenen Jugend. Er ging langsam weiter, den Kopf tief gesenkt. Gäste, so viel Gäste hatten sie immer gebraucht, um die bösen Geister zu vertreiben, die sich sonst mit zu Tisch setzten! Sie hatten einander nicht ins Gesicht sehen können, – nun wußte er es, warum, – nun wußten sie's alle ...

Die Böschung des Sees war schon mit Schatten gefüllt, als er, dem weiten Schwung des Geländes folgend, nah unter ihrem oberen scharfen Rande dahinging. Darüber stand die eine Hälfte des Himmels vom Krampf der sinkenden Sonne gestriemt und durchleuchtet wie eine Schale Achat: grauviolett und trübe rot. Das tote Braun und Grauweiß von Erde und Schnee war von aller Hoffnung verlassen. Die Traurigkeit der von Sturm und Regen entblößten, gewaschenen Bäume, die noch lange nicht knospen durften, war groß. Nur im Osten war es sonderbar klar, der Horizont reingefegt, von grünlich-silberner Tiefe, und alles Gewölk entschwamm hinauf zum Zenith, stand dort eine Weile

sehnlich beglänzt und sank dann schwer auf die Wolkenbänke des Westens. Conrad durchschritt das dunkle Gehölz, er sah den Pflasterweg vor sich. Rechts lag der Hof unter dem sich klärenden Himmel, nach links aber zog der Pfad in den schweren Abend hinein, – nach links schritt dort eine Gestalt groß und gebeugt, ganz allein, und der Wind zerrte an ihren Kleidern. Sie folgte der Biegung des Weges und wanderte mühsam hinauf, wo die Pappel ihr ewiges, stummes, einsames Spiel trieb, aufgeregt zwischen Wolken und Land hin- und herdeutend und kaum noch sichtbaren Mitspielern in allen Weiten winkend. Conrad ging hinter der Mutter her, die dort schritt. Er fragte heute nicht danach, ob sie erschrecken würde, wenn sie ihn sähe. Er wußte auch nichts von seinem fahlen Antlitz, von seiner verstellten Gebärde, – daß seine Augen voll Blut waren, sein Haar verstört, seine Kleider beschmutzt. Er dachte nur, seine Stunde sei da, und jetzt würde er Rechenschaft fordern; nicht als ein Sohn vor der Mutter, sondern als Mann und als Richter würde er vor einer Frau stehen, die ihm Ehre und Erbe verspielt.

Es war kurz vor dem mahnenden, beschwörenden Baum, daß Frau Siere sich umwandte, weil sie Schritte gehört. Es ist möglich, daß sie ein wenig zusammenzuckte, als sie Conrad erkannte, – daß sie

einen raschen Blick über ihn weg in die Runde gehen ließ, die, so weit man sehen konnte, ringsum menschenleer war und erfüllt vom schauernden Abendweben. Dann aber stand sie aufrecht und still und ließ ihn herankommen. Er kam schnell heran, vom Wind getrieben und selbst wie stürmend; der weite Mantel umflog ihn wie eine Wolke. Die letzten Schritte aber tat er langsam und nahm den Hut in die Hand: so war die ganze furchtbare Verstörtheit seines Gesichtes vor ihren Augen, und sein Ausdruck, der gnadenlos war. Am Zustand seiner Kleider sah sie, daß er nicht von Zuhause kam. Sie blieb aber ohne Regung. Sie hielt stand. Sie wich seinem entsetzlichen Näherschreiten nicht aus. Nur jetzt, da er sein Haupt wieder bedeckte und sie sah, daß seine Schulter sich krampfhaft verrenkte, sein Arm sich straffte, seine Faust sich ballte, – da hob sie die Hand, aber nicht furchtsam. Sie hob die Hand, – und er hielt inne. So nah war er schon, daß er von oben auf sie herabschauend sie zwang, das Gesicht emporzuwenden. Und wie der Strahl seiner Augen in die ihren herabfuhr, fand er keinen Widerstand, aber auch kein Ausweichen: Brunnen fand er, tiefe Spiegel, dunkel klar und beschlagen von Leid. Doch war's eben diese Wehrlosigkeit und Gelassenheit, die sein empörtes Blut noch höher wallen ließ. Kein Gegendruck bändigte es, es zersprengte ihm alle Be-

sinnung. Er preßte ihre Hand, diese schwache Hand, mit der sie ihm Einhalt geboten, und nun legte er seine andere Hand lastend auf ihre Schulter. Er fragte: „Wer ist mein Vater? Wer ist mein Vater? Wer?" Und ließ nicht los, und starrte auf sie, die unter den rüttelnden Stößen seiner Erregung schwankte.

Plötzlich ließ er los. Die Arme fielen ihm am Leibe nieder. Sie hatte seinen Namen gesagt, sehr sanft, sehr dringlich. Aber er wiederholte: „Wer? Ich muß es jetzt wissen."

Frau Siere blickte weg von ihm über die Flur. Ihre mißhandelte Gestalt bebte leise, ihr Gesicht war ganz unbeweglich. Die Dämmerung war nun sehr dicht. Zwischen den kahlen Bäumen des Gartens glomm ein Licht auf. Auf dem Kirchturm im Dorf schlug es fünf und gleichzeitig setzte ein schnelles, dünnes Geläut ein. In alter Gewohnheit nahm Conrad unwillkürlich den Hut ab. Das Läuten galt einem, der an diesem Tage vom Tod aus der dörflichen Gemeinde abberufen war. Solange es währte, schwiegen Mutter und Sohn, obgleich Conrad vergaß, darauf zu hören, so eisig stieg Angst und Reue in ihm auf, als er die Mutter betrachtete und jetzt erkannte, daß sie kaum mehr einer Lebenden glich, so völlig erstorben war alles an ihr. Der Wind tat mit ihren weißen Haaren wie mit

den Zweigen des Baumes. Ihr Gesicht schien nicht Fleisch und Blut, sondern fremder, kühler, leuchtender Stoff.

Jetzt wandte sie sich. Es war, als besänne sie sich mühsam wieder auf seine Frage.

„Dein Vater ist tot," sagte sie klanglos und ging an Conrad vorbei.

Conrad folgte ihr. Er wagte nicht, an ihrer Seite zu gehen.

Mein Vater ist tot, sagte er sich, – mein Vater ist tot!

Er ging unsicher. Jetzt versagten ihm seine Knie. Mein Vater ist tot, dachte er. Seit neun Jahren wußte er das, nicht wahr? War jetzt denn nicht alles gut, da die Mutter es ihm bestätigt hatte? Er kam nicht zum Denken. Die Frau vor ihm blieb stehen, drückte die Hand auf die Brust, schwankte und rang nach Atem. Er sprang hinzu, umfing sie, tat eine angstvolle Frage. „Schon gut," murmelte sie, „schon gut . . ."

Langsam, unter häufigem Ausruhen, erreichten sie die Pforte des Gartens. Da sie ganz auf ihm ruhte, da er ihre Wärme spürte, zart und verflackernd, vergaß er alles vor der Macht der Verbundenheit zwischen seiner Kraft und ihrer Schwäche, die er überwältigend fühlte, wie niemals zuvor. Es war stärker als alles, was er jemals

empfunden. Er dachte nicht anders, als daß seine Heftigkeit sie zu Tode erschüttert habe, aber er war außerstande, sich Vorwürfe zu machen, so ungeheuer schmolz Liebe sie bereits zusammen. Sie gab mir das Leben, – ich gab ihr den Tod ... ging es ihm durch den Sinn, und ihm war in diesen Minuten, als sei das ein und dasselbe. Als sie durch den Garten gingen, und er an ihrem Schreiten merkte, daß die Schwäche überwunden war, atmete er wohl auf, aber er wußte, hätte er jetzt ihren leichten Körper erloschen auf seinen Armen ins Haus tragen müssen, ihm wäre nicht weh gewesen, und ihr – vielleicht wohl.

Ihm war dann, als hätte er alles geahnt, was kam. Tannenkränze lagen im Flur. Johanne trat aus einer Tür und trug ein schwarzes Gewand. Er griff nach seiner Stirn und sah auf die Mutter, in ihr weißes Gesicht, aus dem die Augen ihn dunkel anblickten; sah auf Johanne, die, zu ihm tretend, ihm die Hand auf die Schulter gelegt hatte, hörte Worte: „Ja, unser guter Onkel Peter, – du weißt es wohl schon, – heute vormittag . . ."; blickte zurück zur Mutter, die nickte, schwer, unausweichlich ...; hörte sich selber: „So – so war es gemeint?"

Sie sprach: „Ich sagte es dir, – ich sagte es dir ja, mein Kind." – – –

Schon als Andreas und Peter und Cordula ganz jung gewesen, in einer Zeit, als Heimat und Jugend und Liebe in ihren Herzen noch eine gesammelte Kraft waren, hatten sie es sich ausgedacht, daß sie zusammen begraben sein, daß sie wie Geschwister miteinander im alten Garten von Brömseshof zur Ruhe gehen wollten. In einer Ecke des Gartens, im Tannendickicht war ein stiller Platz, ein reiner genauer Halbkreis. Hier stand der Obelisk aus grauem verwitterten Sandstein, ein einsamer Zeuge verschollener Zeiten. Andreas hatte den Raum damals abgesteckt und geteilt: zwei Gräber schräg und eins in der Mitte gerade, drei Strahlen eines zerbrochenen Sterns, — so ging es. Nah würden sich tief in der Erde die unteren Enden der Särge sein. Jahrzehnte lang ruhte Andreas nun schon unter Efeu und Immergrün, aber heute war Peter endlich gekommen und lag unter seinem frischen Hügel zur Linken der Säule, wie der Bruder zur Rechten. Der Platz in der Mitte war leer. —

Conrad hat am Abend des Begräbnistages mit seiner Mutter vor diesen Gräbern gestanden. Er hat an Wilhelm Siere gedacht, der fügsam und freundlich, wie er gelebt, auf dem Friedhof im Dorf

zur Ruhe gegangen war und dort zwischen harten alten Brömses und früh verstorbenen oder zu früh geborenen kleinen Brömsekindern schlummerte, ein bescheiden lächelnder Fremdling. Er hatte keinen Anspruch auf den dritten Platz zwischen den Fichten erhoben. Vielleicht hatte er darüber gedacht in der Form seiner gewohnten friedfertigen Redensart: Das kommt ja nicht so drauf an! Und vielleicht hatte er überhaupt nicht viel an den Tod gedacht und es war ihm gleich, wo er lag.

Conrad hat auf den leeren Platz in der Mitte geblickt und er hat seine Mutter in dieser Stunde gefragt, ob sie nicht mit ihm und Christa fortziehen wollte. Er hat wohl gewußt, daß sie nein sagen und daß der bittere Abschied an diesem Abend der letzte sein würde. Conrad hat in der Nacht mit Christa die Heimat verlassen, und Frau Siere ist gestorben, als es Februar war und die Forsythia blühte. Denn sie blühte in diesem Jahre sehr früh, wenn auch nicht ganz so früh, wie Maronde gesagt hatte.

Der Frühling ist über Brömseshof gekommen, wie immer, und mancher Frühling seitdem. Die Felder haben getragen oder nicht getragen, das Vieh war gesund oder war von Seuchen befallen, und Sorge und Ruhe haben gewechselt wie Ebbe und Flut. In großem, gelassenem Gleichmut atmet der Boden und lebt. Ihm ist es gleich, aus welcher

Hand er die Saat empfängt, und wird sie versagt, so treibt er die wilden Gräser, und der Wind wiegt alles, Korn sowie Gras. Den Boden lieben ist gut, er verdient die Arbeit, den Schweiß. Aber wer ihm die Seele verpfändet, hat einen unbarmherzigen Gläubiger an ihm. –

Die Frauen, in deren Händen der Hof ist, stellen ihn ganz in den Dienst der Armen und Kranken, denn die harten Jahre haben gefressen, was Sophie angehäuft hatte, und arbeiten, opfern und büßen werden in ihren Augen mehr und mehr eins. Die Siereschen Töchter schaffen freudlos und demütig für die Scharen blasser Ferienkinder und blutarmer Frauen aus großen Städten, die im Sommer Haus und Garten bevölkern, und Johanne fährt traurig und rastlos durchs Feld, denn seit Conrad und Christa fortgemußt haben und seit die Mutter tot ist, will ihr das Land nicht mehr Antwort geben, wie einst. Noch ist Jonathan unter ihnen, der das Haus singen macht und in dessen Stube Engel verkehren; aber wenn, was bald geschehen wird, Conrad einen Boten sendet und ihn in die neue Heimat hinüberholen läßt, – was wird dann sein?

Sophie berät manchmal mit Goldacker einen Verkauf; sie tut es, wie sie sich selbst sagt, „um das Letzte zu retten". Johanne hat heimlich an Conrad

geschrieben, ob er nicht versuchen wollte, das Gut an sich zu bringen. Aber Conrad will nicht. Er hat seine Arbeit, er hat seine Würde wieder. Seine Frau ist glücklich, seine Kinder gedeihen. Er kennt kein Heimweh, aber er träumt noch oft von Zuhause und von der alten Frau, deren Mädchennamen er angenommen hat. Und wenn aus den Grundbüchern die Namen Brömse und Siere längst getilgt und über anderen Namen vergessen sein werden, — wenn der neue Besitzer mit den Stoppeln der letzten Brömseaussaat auch die Erinnerung an Tote und Lebende untergepflügt haben wird, — so wird doch noch manche Nacht Conrad am Feldrain stehen und warten, daß seine Mutter hindurchwandelt durch das Bild seines Traumes, daß sie sich nach den Ähren bückt, sie prüft und die Flur überschaut. Und er wird ihr nachgehen, bis sie die Pforte durchschreitet, die noch vor ihm zufällt, — bis das Geschrei der fremden Vögel am Morgen ihn weckt.

Ende

Seidel, Brömsesdof 18

Die Bücher
von
Ina Seidel

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart erschienen:

Das Wunschkind

Roman. 1050 Seiten. 45. Tausend. In Leinen M 11.25

Diese Dichterin ist tiefer der Natur verbunden als irgendeine der lebenden Schriftstellerinnen. Sie malt ein Zeitbild mit vielen Figuren und Schicksalen aus der Zeit der Freiheitskriege. Wir dürfen stolz dieses Werk, das eine Frau geschaffen hat, zu den großen Dichtungen der Weltliteratur zählen.

Gabriele Reuter im Tagebuch

Ich halte dieses Werk für eines der größten Werke unseres neueren Schrifttums und glaube nicht, daß ich seit Jahren ein gleiches in der Hand gehabt habe ... Es ist ein Werk, das nicht auf einmal auszutrinken ist, es wird mit uns sein und uns laben von heute an, und wir haben wieder eine Dichtung, die neben uns steht wie ein lebendiger Freund. Börries, Frhr. v. Münchhausen in der Deutschen Allgemeinen Ztg., Berlin

Renée und Rainer

Erzählung. 6. Tausend. In Leinen M 4.80

Eine Frau von edler und schlichter Gestaltungskraft spricht hier von Muttertum. Im Mittelpunkt steht Muriel, das Urbild der Mutter. Groß als Erzieherin, ist sie selbst vor allem ein abgeklärter Mensch, handelnd aus der Ruhe erfüllter Mütterlichkeit. Als eine Vollkommene muß sie sich zur höchsten Härte steigern. Die Meisterschaft dieses romantisch dichterischen, hochgreifenden und nicht zu hoch gespannten Werkes ist seine magische Gewalt. Der Bund, Bern

Ina Seidel offenbart in dieser Erzählung eine so tiefe Einsicht in die letzten Gründe erzieherischer Weisheit, ein solches Wissen um die eigentümliche Seelenlage der jungen Generation und um die Voraussetzungen der Entfaltung ihrer Persönlichkeit im Sinne einer menschlichen Universalität, daß sie sich mit diesem Buch unmittelbar in die kleine Zahl der großen dichterischen Deuter unseres menschlichen Daseins eingereiht hat.

Wilhelm Meridies in „Das Deutsche Buch", Leipzig

Das Labyrinth

Ein Lebensroman aus dem Ende des 18. Jahrhunderts

10. Tausend. In Leinen M 8.—

Diese merkwürdige Geschichte des vom Schicksal besiegten und schließlich im Tode doch obsiegenden George Forster wird dem Leser von der ersten bis zur letzten Seite zu einem beglückenden Erlebnis, zum erstaunlichen Wunder. Ein ganzes Jahrhundert, das Europa des großen Fritz wird zum Träger der Handlung, die kleine und große Welt, in der Goethe jung war und Lessing starb, ersteht zu neuem unmittelbarem Leben. Berliner Börsenzeitung

Ina Seidel tritt mit diesem Roman unbestreitbar in die erste Reihe unserer heutigen Erzähler. Es ist ein Buch von hohem bleibendem Wert als Kunstwerk und als Biographie eines bedeutenden Deutschen aus dem 18. Jahrhundert.

Alfred Biese in der München-Augsburger Abendzeitung

Sterne der Heimkehr

Eine Junigeschichte. 4. Tausend. Leinen M 6.—

Drei Junitage — in ihnen webt und duftet, leuchtet und rauscht des Sommers ganze Lust und Herrlichkeit! Welche Sprache — welcher Klang süßester Poesie. Welche Fülle hingehauchter Stimmungen, welche Kunst, zwischen den Zeilen das Unsagbare eben nur anzudeuten. Und über allem ein Glanz von Jugend, von farbiger Romantik, ja von Schönheit — Schönheit — Schönheit!

Gabriele Reuter in der Voss. Zeitung, Berlin

Hochwasser

Novellen. 2. Auflage. Leinen M 4.—

Eine süße, schwere Reife liegt über den Novellen Ina Seidels. Ihre lyrische Kunst zeigt sich hier ganz in der Epik aufgelöst, in gelassenem Schauen stellt sie Landschaftsbilder und Menschen aus sich heraus, durchleuchtet von innerlichem Leben ... Eine reiche, tief in sich selbst ruhende Kunst, die dem Herzen eingeht wie die Natur selbst, weil hier Poesie ganz und gar mit gereiftem Menschentum verschmolz. Rheinisch-Westfälische Zeitung

Das Haus zum Monde

Roman. 3. Auflage. Leinen M 4.—

An dem Problem Mutter und Kind, Vererbung und Eigenleben, Freiheit und Bestimmung ist kaum je mit so feiner und geschickter Hand gewoben worden ... lange und tief wird der reine, edle, süßgedämpfte Klang in uns nachhallen, den Ina Seidel angeschlagen hat. Westermanns Monatshefte

Neue Gedichte

In Leinen gebunden M 3.—

Hier sprechen Reife und tiefe Klarheit. Die Melodik scheint gezügelt und niemals gewichtslos. Reich an Kraft wie keine deutsche Lyrikerin sonst. H. Forstreuter i. Magdeburgische Zeitung

Gedichte

3. Auflage. In Leinen gebunden M 3.—

Welch eigener neuer Ton in diesen Versen! Diese Dichterin spielt nicht bloß mit dem Feuer, sie ist Feuer, ist flammende Glut. Ihr ist die Gabe des inneren Schauens geworden. Ihr wird die eigene Kunst zu einer Art magischer Kraft, die in ihr wirkt. Reich an Tönen ist ihre Lyrik wie die nur weniger Dichter. Preußische Jahrbücher

Weltinnigkeit

Neue Gedichte. 4., vermehrte Auflage. Leinen M 2.85

Ein kleines Buch hat uns eine große Gewißheit gegeben: die Gewißheit einer deutschen Dichterin. Sie heißt Ina Seidel. Man kann behaupten, daß wir seit der einzigen großen Droste-Hülshoff dergleichen im vollen Sinne überhaupt nicht wieder gehabt haben. Es ist ganz reife und ganz lyrische Kunst. Julius Bab in der Vossischen Zeitung

Im Verlag von F. A. Perthes, Stuttgart, erschien:

Das wunderbare Geißleinbuch

Eine neue Geschichte für Kinder, die die alten Märchen gut kennen. Mit 30 Zeichnungen von W. Schulz. Gebunden M 2.80

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart erschienen unter anderen Frauenbüchern:

Maria Waser / Land unter Sternen

Roman eines Dorfes. 10. Tausend. In Leinen geb. M 6.75

Ein wundervolles Buch! Lebenswahr und doch wie auf Goldgrund gemalt steigen Dorf und Bewohner vor uns auf, übersonnt von einem herzwarmen Humor und jenem liebenden Verstehen, das aus der Ahnung des Ewigen und Unvergänglichen erwächst.

Königsberger Hartungsche Zeitung

Dorett Hanhart / Das späte Schiff

Roman. 5. Tausend. In Leinen geb. M 4.80

Dieses Bild eines erst spät zum Leben, zu seinem Eigenwesen erwachenden Mannes zieht uns in seinen Bann, weil eine äußerst feinfühlige Hand es zeichnet. Nationalzeitung, Basel

Cécile Ines Loos
Die Rätsel der Turandot

Roman. In Leinen geb. M 6.75

Rätsel der Turandot sind Rätsel des Lebens und des Frauenherzens. Die Heldin des Romans trägt sie in sich und ersehnt ihre Lösung durch den Gefährten, den ihr das Schicksal bescheren wird. Ein sehr kultiviertes Buch, mit außerordentlich scharfer Beobachtungsgabe geschrieben. Magdeburgische Zeitung

Irene Forbes-Mosse / Kathinka Plüsch

Roman. In Leinen geb. M 5.75

Hier legt sich um den Kern des Geschehens das schimmernde Spiel wechselvoller Gedanken und einer zärtlichen Philosophie um die täglichen Dinge, mit gelegentlichen kleinen liebenswürdigen Wendungen ins Schalkhafte, wobei das Unzulängliche des Lebens in lächelnder Überlegenheit seinen wohlverdienten Seitenhieb erhält.

Marie Schempp in Die Deutsche Frau, Berlin

Helen Thomas / Welt ohne Ende

Roman. In Leinen gebunden M 5.—
Aus dem Englischen übersetzt von W. E. Süskind

Mit offenherziger Inbrunst schildert die Autorin das Leben der Frau, ihr Leben: erstes Erwachen, die zarte Lust des Beisammenseins mit dem Geliebten, das eigentliche Erkennen des Geschehens der Welt durch die Mutterschaft und das Erkennen der Einsamkeit jeglichen Seins durch die Ehe. General-Anzeiger für Dortmund

Helen Grace Carlisle / Eine Mutter

Roman. In Leinen gebunden M 5.25
Aus dem Amerikanischen übertragen von Renée Tagger

Ein menschliches Dokument, verzweifelt wahr vom idyllischen Anfang bis zum bitteren Ende, das — doch ohne Bitterkeit ist.
Neue Badische Landeszeitung

Auguste Supper
Die Mädchen vom Marienhof

Roman. 5. Tausend. In Leinen M 5.75

Auguste Supper wendet sich immer an das Beste und Tiefste in uns und stärkt wie ein guter Freund. Zwei verarmten Geschwistern bleibt als letztes ein verkommener, herabgewirtschafteter Hof im Schwarzwald. Zucht und Selbstzucht, Genügsamkeit und Arbeitswillen bauen von innen her das Leben dieser Menschen auf und bannen böse Geister. Ein schönes Buch und ein Kunstwerk.
Helene Christaller im Hannoverschen Kurier

Clara Nordström / Kajsa Lejondahl

Roman. In Leinen geb. ca. M 5.25

Ein Buch voll Einfalt und ursprünglich wie die alten Volksmärchen, und es ist dabei unterhaltend, spannend, voll Kraft und Phantasie.

Deutsche Verlags-Anstalt · Stuttgart

5. 25 3.7.33 a. n F
16.